

„erscheine denen, die sitzen in Finsternis
und Schatten des Todes“ (Lk1, 79):

endlich leben

Eberhard Hauschildt (Hg.)



Universität Bonn, Wintersemester 2022/23
(Bonner Universitätspredigten 10)

Bonner Universitätspredigten 10

Eberhard Hauschildt (Hg.): „endlich leben“
Universität Bonn: Wintersemester 2022/23

Bonn, März 2023

Inhalt

„Vom Recht und Richten der Götter“ (Ps. 82)	5
Prof. Dr. Markus Saur zum Semestereröffnungsgottesdienst 16.10.2022 (18. Sonntag nach Trinitatis)	
„So etwas haben wir noch nie gesehen“ (Mk. 2, 1-12)	11
WMA Daniel Rossa 23.10.2022 (19. Sonntag nach Trinitatis)	
„Liebe ist so stark wie der Tod“ (Hld. 8, 6b-7)	19
Studierendenpfarrerin Sabine Hekmat gemeinsam mit dem ESG-Chor 30.10.2022 (20. Sonntag nach Trinitatis)	
„Das Reich Gottes – mitten unter euch“ (Lk. 17, 20-24)	23
Dr. Matthew Ryan Robinson 06.11.2022 (drittletzter Sonntag des Kirchenjahres)	
„Nun lässt Du deinen Diener“ (Lk 2, 29-32)	28
Dr. Katharina Opalka 13.11.2022 (vorletzter Sonntag des Kirchenjahres)	
„Sein wie die Träumenden“ (Ps. 126)	32
WMA Anne Wächtershäuser 20.11.2022 (Ewigkeitssonntag)	
„Weiße Kleider“ (Offb. 3, 14-22)	36
WMA Arndt Bialobrzeski 27.11.2022 (1. Advent)	
„Wenn du mit deinem Mund bekennt“ (Röm. 10, 9-18)	40
Prof. Dr. Hermut Löhr 04.12.2022 (2. Advent)	
„Erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes“	46
<u>(Lk. 1, 67-80)</u> WMA Daniel Rossa 11.12.2022 (3. Advent)	
„Sorgt euch um nichts“ (Phil. 4, 4-7)	52
WMA Dr. Aneke Dornbusch 18.12.2022 (4. Advent)	

„Und sie wickelte ihn“ (Lk. 2, 1-20) **57**

Prof. Dr. Hermut Löhr

24.12.2022 (Heiligabend)

„Im Kampf ums Überleben“ (Offb. 12, 1-6; 13-17) **62**

Prof'in. Dr. Cornelia Richter

31.12.2022 (Altjahresabend, Silvester)

„Gaben üben“ (Röm. 12, 1-8) **68**

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

08.01.2023 (1. Sonntag nach Epiphania)

„Dem unsichtbaren Gott begegnen“ (Exodus 33, 18-23) **74**

Prof. Dr. Jan Dietrich

15.01.2023 (2. Sonntag nach Epiphania)

„Durst“ (Joh. 4, 5-14) **81**

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck

22.01.2023 (3. Sonntag nach Trinitatis)

„Bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen“ **85**

(Petr. 1, 16-19)

Prof'in. Dr. Cornelia Richter zum Semesterschlussgottesdienst

29.01.2023 (4. Sonntag nach Trinitatis)

„Vom Recht und Richten der Götter“ (Ps. 82)

Prof. Dr. Markus Saur zum Semestereröffnungsgottesdienst
16.10.2022 (18. Sonntag nach Trinitatis)

Liebe Gemeinde,

*was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst,
und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?
Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott,
mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.*

So haben wir es zu Beginn des Gottesdienstes mit Worten aus Psalm 8 gebetet. Und wir haben in der Lesung aus dem Alten Testament von der Welt am Anfang gehört:

Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen als unser Bild, uns gleichend. Und sie sollen herrschen über die Fische des Meers und über die Vögel des Himmels, über das Vieh und über die ganze Erde und über alle Kriechtiere, die sich auf der Erde regen. Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn; männlich und weiblich schuf er sie.

Der Mensch, das Bild Gottes, ausgestattet mit dem Auftrag, die Schöpfung zu beherrschen – so ist es in Genesis 1 zu lesen. Was für herrliche Bilder des Menschen!

Wäre es nicht schön, wenn wir die sorgenvollen Gedanken und die getrübe Stimmung dieser Wochen einmal hinter uns lassen könnten? Wenn wir uns von diesen Texten und ihren Bildern des Menschen einmal so richtig aufbauen ließen? Der Mensch – königlich, gekrönt, mit Herrschaftsauftrag in die Welt geschickt? Wäre das nicht schön? Zu schön?

Ich möchte mich schon gern von diesen Texten ansprechen lassen, mich in ihnen wiederfinden – aber fühlt sich der Abstand zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Mensch im Moment nicht gerade viel zu groß an, als dass wir uns tatsächlich als Bild Gottes verstehen könnten? Es sind ja nicht nur die Bilder aus Kiew und von der Krim, die uns die Hölle auf Erden vor Augen führen. Es sind auch die von Wut verzerrten Gesichter auf den Straßen unseres Landes, die es mir schwer machen, im Menschen immer das Bild Gottes zu erkennen. Irgendetwas ist ja aus den Fugen geraten, wir haben die Dinge ja gerade nun so gar nicht im Griff – und wissen das auch. Was soll man da anfangen mit den Worten aus Psalm 8 oder Genesis 1? Was hilft die Rede von der Hoheit und Pracht oder von der Ebenbildlichkeit des Menschen, wenn der Boden, auf dem wir stehen, gerade ziemlich schwankend geworden ist?

Unsere Predigtreihe in diesem Semester beginnt mit einem Predigttext, der den Blick in eine andere Richtung lenkt. Psalm 82 nimmt uns mit in die unmittelbare

Umgebung Gottes und lässt uns etwas davon hören, was Gott in dieser unmittelbaren Umgebung zu sagen hat.

Ps 82,1 Ein Psalm Asafs.

*Gott steht in der Gottesversammlung,
inmitten von Göttern richtet er. –*

*2 „Wie lange wollt ihr ungerecht richten
und das Angesicht der Frevler erheben? Sela.*

*3 Schafft Recht dem Geringen und der Waise,
dem Elenden und Bedürftigen verhelft zum Recht.*

*4 Rettet den Geringen und den Armen,
aus der Hand der Frevler befreit ihn.“*

*5 Sie begreifen nichts und sehen nichts ein, in Finsternis gehen sie umher,
es wanken alle Grundfesten der Erde.*

*6 „Ich hatte gesagt: ‚Götter seid ihr
und Söhne des Höchsten allesamt.*

*7 Aber wie ein Mensch werdet ihr sterben
und wie einer der Fürsten fallen.“ –*

*8 Steh' doch auf, Gott, richte die Erde,
denn Du besitzt alle Völker.*

Wir können aufatmen. Hier geht es offensichtlich um Gott und eine göttliche Versammlung im Himmel, innerhalb derer Gott zur Ordnung ruft und Recht spricht – inmitten von Göttern, wie es im Text heißt. Wunderbar – ein bisschen Religionsgeschichte Syrien-Palästinas, ein bisschen Ethik und am Ende der Aufruf an Gott, die Erde zu richten – das Ganze kommt zwar etwas schräg daher, so ganz genau weiß man eigentlich nicht, wer hier wann mit wem redet, aber immerhin finden sich hier keine weiteren Aussagen über den Menschen, die uns irgendwie verstören könnten ... oder?!

Was soll das denn heißen: Gott richtet inmitten von Göttern?! Psalm 82 steht im selben Psalter wie Psalm 8, in dem davon die Rede ist, dass der Mensch wenig niedriger gemacht ist als Gott – und Genesis 1 ist von Psalm 82 auch nicht so weit entfernt, dass man als Leserin oder Leser des Alten Testaments so ganz vergessen könnte, wer denn als Bild Gottes geschaffen ist.

Hinter Psalm 82 steht ohne Frage die religionsgeschichtliche Vorstellung einer Gottesversammlung, zu der neben Gott auch noch andere Götter gehören. Aber diese Vorstellung ist in unserem Psalter doch nur noch der Hintergrund dessen, was in Psalm 82 deutlich in den Vordergrund rückt, nämlich der Blick auf diejenigen, die die Aufgabe haben, in der Schöpfung Gott als Ebenbild zu repräsentieren, die die Aufgabe haben, die Schöpfung zu bewahren und eben gerade nicht in den Abgrund zu reißen. Das ist ja der Kern der Rede von der Ebenbildlichkeit des Menschen: Wer als Bild Gottes in der Welt unterwegs ist, erweist sich ja vor

allem darin als königlich, dass er Recht und Gerechtigkeit wahrt und sich um diejenigen kümmert, die am Rand stehen. Das Hinsehen und Zuhören, die Sorge und das Sich Kümmern – darin erweist sich der Mensch als Bild Gottes. Psalm 82 ruft dem kleinen Gott der Welt diese Aufgaben in Erinnerung: Wie lange richtet ihr Euren Blick denn eigentlich noch in die falsche Richtung? Wollt Ihr ernsthaft länger das Angesicht der Frevler erheben, gerade ihn, den Frevler, auf ein Podest stellen? Ist Eure Aufgabe nicht eine andere?

Offensichtlich geht es in Psalm 82 unter der Oberfläche der Bilder von Gott inmitten der Götter um das Miteinander in der so ganz und gar nicht himmlischen Gemeinschaft auf der Erde. Die kleinen Götter dieser Welt werden zur Ordnung gerufen, die offensichtlich so gar nicht einsehen, dass sie mit ihrem Handeln gerade nicht dazu beitragen, dass die Welt richtig ausgerichtet wird. Das hebräische Verb טפֿש bringt genau das zum Ausdruck: טפֿש bezeichnet ein Recht sprechendes Handeln, das daraufhin abzielt, dass die Welt in Ordnung kommt, an einem gerechten Maßstab ausgerichtet wird. Statt sich darum zu kümmern, wird alle Aufmerksamkeit auf den Frevler gerichtet. Wie gebannt starren wir auf die Abgründe des Bösen und können den Blick kaum von dem abwenden, der Zerstörung und Gewalt über andere bringt. Was ist aber mit denen, die diese Gewalt erleiden?

Eigentlich wäre es die Aufgabe des kleinen Gottes der Welt, sich um die Geringen, die Waisen, die Elenden, die Bedürftigen zu kümmern. Sie sind es doch, die Aufmerksamkeit brauchen, sie sind es doch, denen Recht verschafft werden muss, sie sind es doch, denen geholfen werden sollte. Sie befinden sich in der Hand, im Machtbereich der Frevler – und doch scheint der kleine Gott der Welt die Armen und Bedrängten nicht aus dieser zerstörerischen Sphäre zu befreien.

In der Mitte unseres Psalms wird lakonisch festgestellt, dass der kleine Gott der Welt nichts versteht und nichts begreift und im Dunkel umhertappt. Keine Einsicht in den eigentlichen Auftrag, die Armen und Elenden zu schützen, ihnen zur Seite zu stehen, sie aus dem Machtbereich der Frevler zu retten. Damit greift die Ungerechtigkeit um sich, und sie greift über die sozialen Verhältnisse hinaus – es erbeben die Grundfesten der Erde, so unser Psalm. Damit wird eine Überzeugung zum Ausdruck gebracht, die sich in vielen Texten der Hebräischen Bibel spiegelt: Die Erschütterungen und Verwerfungen im sozialen Raum führen zu Erschütterungen und zum Wanken des Ganzen – wenn sich das Unrecht erst einmal seinen Raum erobert hat, macht es auch vor den Grundfesten der Welt keinen Halt mehr.

Und dann folgt im Psalm die große Ernüchterung für den kleinen Gott der Welt: „Ich hatte gesagt, Götter seid ihr – aber ihr werden als Menschen sterben!“ – Nichts mehr mit Wenig-niedriger-als-Gott, nichts mehr mit Ebenbildlichkeit und Herrschaftsauftrag – nicht nur eine Götterdämmerung, sondern ein Sturz des

kleinen Gottes an seinen Ort der Endlichkeit. Der Psalmist sieht am Ende nur noch Gott als Fluchtpunkt – richte doch Du die Erde, Du, dem alle Völker gehören!

Man möchte sich mit dem Psalmisten dahin flüchten – wenn doch nur Gott endlich für Recht und Gerechtigkeit sorgen würde! Wenn doch nur Gott endlich die Welt neu ausrichten würde, vielleicht sogar Gericht hielte – mit großem Tamtam und apokalyptischen Ereignissen. Aber hier spielt unser Psalm nicht mit. Das Gericht, von dem in Psalm 82 die Rede ist, ist ja nicht ein Weltgericht am Ende der Tage. Es geht hier vielmehr um ein Richten und Ausrichten, das im Chaos der Verhältnisse wieder für Ordnung sorgen will, und zwar jetzt. Die Grundfesten der Erde, die ins Wanken geraten, geraten ins Wanken, aber sie stürzen nicht ein.

Wie wäre es denn, wenn der kleine Gott der Welt sich einmal an dem orientieren würde, was er bisher nicht im Blick hatte? Wie wäre es denn, wenn wir einmal auf diejenigen Acht geben würden, die am Rand stehen, die von den Krisen erschüttert werden und die nicht mehr wissen, wie sie die nächsten Monate überstehen sollen? Wie wäre es denn, wenn wir in unserem Land, in unserer Stadt, an unserer Universität einmal damit anfangen würden, soziale Not und Ungleichheit wirklich in den Blick zu nehmen, und wenn wir wirklich daran arbeiten würden, dass Teilhabe für alle möglich ist und für alle möglich bleibt? Wie wäre es denn, wenn wir einmal den Blick aus den Höhen der vermeintlichen eigenen Be-deutsamkeit dahin richteten, wo es wirklich brennt?

Die Evangelische Kirche und die Diakonie haben unter dem Hashtag Wärmewinter eine Aktion gestartet, die den Blick genau dahin richtet, wo es wirklich wehtut. Der kommenden Kälte soll mit Wärme, Menschlichkeit und Zuwendung in den Räumen der Kirche entgegengetreten werden. Und das ist nicht im übertragenen Sinn zu verstehen, sondern ganz konkret gemeint: Wenn es kalt wird, öffnen Kirchengemeinden Räume, in denen man sich aufwärmen kann. Ich finde, das ist eine großartige Idee. Wir wissen ja genau, dass sich mittlerweile Ängste auch bei denen breit machen, die bisher ohne größere Sorgen leben konnten. Wir sollten uns gegenseitig nicht aus dem Blick verlieren. Wer Gott liebt, der liebt auch seinen Bruder, seine Schwester, so gibt es uns der Wochenspruch mit auf den Weg – und auch wenn wir für das ewige Leben nicht gleich alles, was wir haben, verkaufen wollen, um es den Armen zu geben, wie wir es im Evangelium als Forderung Jesu gehört haben, so stellt sich doch die Frage für jeden und jede von uns, ob wir unsere Ressourcen richtig verteilen.

Vor vier Wochen saß ich am Sonntag im Gottesdienst der protestantischen Gemeinde in der Rue Maguelone in Montpellier. Der dortige Pfarrer hat uns am Ende seiner Predigt dazu aufgerufen, bei der Kollekte doch bitte nicht mit Münzen zu kommen – während der großen Ferien sei die Kreditkarte doch auch immer einsatzbereit gewesen. Solche direkten Aufforderungen sind wir in unseren

Kirchen gar nicht gewöhnt, aber ich fand es ziemlich erfrischend – zumal es auf dem Liedblatt gleich noch einen QR-Code gab, der direkt zum Spendenkonto der Gemeinde führte. Wie wäre es denn einmal mit einer richtigen Spende für diejenigen, die weniger haben als viele von denen, die sonntags in der Bonner Schlosskirche einen Gottesdienst besuchen?

Aber es geht nicht nur um finanzielle Solidarität in diesen Tagen. Wenn wir dazu aufgerufen werden, die Welt gerecht auszurichten und nicht das Angesicht des Frevlers, sondern das Angesicht des Bedürftigen und des Armen zu erheben, dann geht es darum, sich ganz konkret und direkt um diejenigen zu kümmern, die sorgenvoll durch diese Wochen und Monate gehen. Aber wie sollen wir uns um die anderen kümmern, wenn wir doch selber voller Sorgen sind?

Vielleicht hilft es dabei, einmal die Perspektive zu wechseln. Die Hebräische Bibel erzählt davon, wie eine Welt in der Sintflut untergegangen ist – der Weltuntergang ist demnach schon vorbei und es steht Gottes Zusage im Raum, dass Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht nicht mehr aufhören werden. Wenn das so sein sollte, dann haben wir Zeit und Raum, das Leben zu gestalten – und zwar als ein Leben, das wir miteinander leben, ein Leben, in dem wir uns nicht aus den Augen verlieren, sondern uns umeinander kümmern. Dieses Leben ist endlich, ja, keine Frage – aber es ist eben doch ein Leben, das sich jetzt gerade ereignet und eben noch nicht zu Ende ist.

Ja, wir können auf das Ende blicken und uns davon lähmen lassen. Aber wie wäre es denn, wenn wir statt auf das Ende auf unseren Nächsten achten würden? Ein gutes Wort, ein offenes Ohr, ein freundlicher Blick, aber auch das entschiedene Eintreten für diejenigen, denen ein gutes Wort, ein offenes Ohr und ein freundlicher Blick nicht reichen – das wäre ein Handeln, mit dem wir zwar nicht alles gleichzeitig wieder ins Lot bringen können, aber es wäre ein Anfang. Wir stabilisieren die Grundfesten der Erde ja nicht nur, wenn wir uns gleich die Rettung der Welt zum Ziel setzen – wir gestalten das Leben und unsere Welt ja auch dadurch neu, dass wir in unserem direkten Umfeld dafür Raum schaffen, dass nicht nur unser Leben, sondern auch das Leben der anderen gelingen kann – gerade auch dann, wenn wir in Sorgen, Leid und Hoffnungslosigkeit unterzugehen drohen. Als evangelische Kirche, die ihre Theologie ja nun gerade nicht aus der Höhe, sondern vom Kreuz her entwickelt und die damit etwas vom Leiden und Sterben weiß, haben wir eine besondere Verantwortung. Wir tragen diese Verantwortung auch in unserer Universität und unserer Fakultät.

Ich möchte gern dazu beitragen, dass wir uns im Blick behalten und uns zuhören, wenn jemand in Not gerät oder mit Sorgen in die Zukunft blickt. Ich glaube, dass wir damit die gesellschaftliche Stabilität aus dem Kleinen heraus absichern und dazu beitragen, dass diejenigen, die einen apokalyptischen Untergang über uns bringen wollen, am Ende nicht siegen werden.

Die Botschaft vom Kreuz ist ja nicht die gesamte Botschaft, die uns trägt. Am Ende steht nach dem Leid immer noch die Auferstehung, das Leben. Ich glaube, dass das Beste immer noch vor uns liegt. Wir können uns aber nicht darauf verlassen, dass es die Götter schon richten werden. Wir selber sind nach Gottes Bild geschaffen und wir haben den Auftrag, in dieser Welt so zu wirken, dass sie ein Ort bleibt, an dem man leben kann und an dem es sich zu leben lohnt. Diesem Auftrag sollten wir nachkommen, nicht nur, aber eben auch gerade in diesem Semester.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

„So etwas haben wir noch nie gesehen“ (Mk. 2, 1-12)

WMA Daniel Rossa

23.10.2022 (19. Sonntag nach Trinitatis)

Herr, sammle die Gedanken und schick' uns deinen Geist, / der uns das Hören lehrt und dir folgen heißt. Amen.

[1.] Auf geht's: Günter und Fabian sitzen vorne, Marlene und ich auf der Rückbank. Fabian fährt auf die Autobahn auf und von ‚Pferdestärken‘ getragen geht es durch die Nacht zum Flughafen. Dort werden wir Andreas treffen, der aus Hannover anreist. Und dann: Ab in den Süden. Der Sonne entgegen! – So machen Günter und Marlene es seit sicher einem Jahrzehnt relativ regelmäßig und in wechselnden Besetzungen. Das tat auch Not – für Marlene und Günter gleichermaßen: Luftveränderung, den Alltag hinter sich lassen, aus dem Loch herauskommen. Diese Reisen nach Kreta, Zypern, Rhodos: in die mediterrane Lichtlandschaft. Lichtblicke, Leuchtfeuer in ihrem sonst notgedrungen sehr eingeschränkten Leben.

[2.] Während unser Wagen PS-stark gen Flughafen ‚galoppiert‘, schaue ich aus dem Seitenfenster in die schwarze Nacht des Bergischen Landes. Irgendwoher kommt mir plötzlich eine Erinnerung in den Sinn und auf der nachtschwarzen Mattscheibe des Seitenfensters vor mir tauchen aus meiner Kindheit vertraute Illustrationen einer Bibelerzählung auf:¹

Und nach etlichen Tagen ging Jesus wieder nach Kapernaum; und es wurde bekannt, dass er im Hause war. Und es versammelten sich viele, sodass sie nicht Raum hatten, auch nicht draußen vor der Tür; und er sagte ihnen das Wort. Und es kamen einige, die brachten zu ihm einen Gelähmten, von vieren getragen. (Mk 2,1-3)

Wundersam, dass mir diese Geschichte genau jetzt in den Sinn kommt. – Und auch wieder nicht: Auch in dieser Erzählung sind fünf auf Reisen. Wir erfahren nicht ihre Namen – und in der aktuellen Lutherübersetzung auch nicht das Geschlecht der tragenden Personen. Nennen wir sie doch der Einfachheit halber Andreas, Fabius, Dan und – ja wieso nicht! – Magdalena. Ich sehe die Vier jetzt ganz deutlich, wie sie mit dem Gelähmten an mir vorbeiziehen. Unsere Blicke treffen sich. Die Gesichtszüge des Mannes auf der Tragedecke kommen mir vertraut vor: Ich finde, er sieht aus, wie ein – Gunter! Unterwegs sind die fünf nicht

¹ Gedacht ist hier konkret an die Illustration der Erzählpassage des Predigttextes von Kees de Kort und zwar spezifisch an das Bild, als der Gelähmte von seinen Begleitern durch das Loch im Dach heruntergelassen wird. Sie finden es für eine spätere Nachlese online als Miniatur unter der Nummer 908 auf der Homepage Buchhandlung Heesen: Kees de Kort, Poster zur Serie Was uns die Bibel erzählt/Mini-Bilderbücher, <<https://www.theologische-buchhandlung.de/kees-de-kort-poster.htm>> (20.10.2022).

PS-stark, sondern mit 4 MS: vier Menschenstärken. – Und da wir nicht erfahren, seit wann und aufgrund welcher Erkrankung Gunter gelähmt ist, könnten wir aus den 4 MS getrost 5 MS machen.

[3.] So wäre es jedenfalls bei Günter: Seit mehr als 20 Jahren hat er MS. Multiple Sklerose: Eine Krankheit, die die Nerven angreift. Bei Günter sind es die motorischen Nerven. Damals war die Krankheit noch nicht gut erforscht. Die Schübe kamen und veränderten schleichend sein Leben und das von Marlene: Günters Bewegungsfreiheit schränkte sich ein. Irgendwann war er auf den Rollstuhl angewiesen. Darin kam er immerhin noch zur Arbeit in die Universität. Als sein einer Arm ihm nicht mehr gehorchen will, bringt er sich das Schreiben mit dem anderen bei, bis auch dieser sich verweigert.

Ich habe Günter und Marlene im Rahmen meines Zivildienstes kennengelernt. Ich kenne ihn nur vom Hals abwärts gelähmt. Er ist für alles auf Hilfe angewiesen. Tag und Nacht. Zwar kommt mehrmals am Tag ein Pflegedienst, um ihn umzusetzen, damit er sich nicht wundliegt. Das ist eine Entlastung für Marlene. Aber das meiste fängt trotzdem sie auf.

Ihr Mann, im Kopf noch völlig klar, stellt nicht viele Ansprüche. Aber natürlich möchte er sich beschäftigen. Musik hören und Fernsehen, an seinem Lesetischen weiter an seinen Studien arbeitet. Aber zum Regeln der Lautstärke oder zum Umlättern ist er jedes Mal auf eine helfende Hand angewiesen. Nicht nur sein Leben ist entbehrensreich, auch dasjenige seiner Frau. Sie steckt viel zurück, pflegt ihn mit Engelsgeduld, aufopferungsvoll. Er bemüht sich pflegeleicht zu sein. Trotz des Bemühens beider umeinander und der wechselseitigen Empathie bleiben in dieser Situation Spannungen nicht aus. Die von keinem der beiden verschuldete Lebenssituation² hält beide je auf ihre Weise gefangen.

[4.] Um aus diesem Loch herauszufinden war Besuch stets willkommen. Wer nicht in die Welt hinaus kann, der freut sich, wenn ‚Gott und die Welt‘ zu Besuch kommen. Vielleicht nicht Gott, aber dennoch ein an ein Wunder grenzender Besuch stellte sich eines Tages ein, als ihr alter Freund, Günters ehemaliger Kollege Andreas – man hatte sich vor Jahren aus den Augen verloren –, bei ihnen anklopfte und nachdem er ihre Lebenssituation zur Kenntnis genommen hatte, couragiert anbot, trotz MS an gemeinsame Reisen aus dem vorherigen Leben anzuschließen. Andreas’ Zusicherung und die beherzte Anfrage bei ehemaligen Zivildienstleistenden, zu denen sich freundschaftliche Bande über den Dienst

² Dies implizit entgegen der in Mk 2,5ff. unterlegten Lesart, Behinderung könne in irgendeiner Weise Ausdrucksgestalt der Sündhaftigkeit oder Schuld eines Menschen sein. Das Handeln des von Mk erzählten Jesus kann freilich auch schon so gelesen werden, dass er nicht konkrete Sünd- und Schuldhaftigkeit des Gelähmten mit seinem Satz wegzunehmen gedenkt, sondern performativ damit solche Hirngespinnste vertreibt, als bestünde da überhaupt ein genereller Zusammenhang.

hinaus entwickelt hatten, ließen schließlich wahr werden, was davor unmöglich erschienen war: Günter und Marlene auf Reisen!

[5.] Wie wohl das Verhältnis zwischen Gunter und den Vieren in unserer biblischen Erzählung war? Ob es auch freundschaftlich war? Ich wünsche es Gunter. Immerhin wird von den Fünfen gesagt, dass Jesus ihren Glauben sah. Πίστις steht hier als das griechische Wort, das Luther mit „Glaube“ übersetzt. Es muss dabei aber weder die religiöse Überzeugung bezeichnen, noch auf Jesus bezogen sein: Es bedeutet auch Treue, Zuverlässigkeit, Redlichkeit oder Vertrauen – und es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich auf das Verhältnis der fünf untereinander oder zueinander beziehen könnte...

Fabian setzt den Blinker zum Flughafen, dessen erleuchtete Silhouette taucht kurz darauf vor dem Autofenster auf und vertreibt die Bilder auf der zuvor schwarzen Projektionsfläche der Fensteröffnung.

[6.] Im Parkhaus angekommen, muss Günter erst einmal aus dem Auto in den Rollstuhl gehoben, Gepäckwagen organisiert, das Gepäck aufgegeben werden. Es geht durch lange Flughafenkorridore, Aufzüge. Irgendwann sind wir an der Flugzeugtür. Hier muss der Rollstuhl abgegeben werden: Da das Flugzeug nicht behindertengerecht gebaut wurde, ist der Gang des Flugzeugs zu schmal, um Günter im Rollstuhl bis zu seinem Platz zu bringen. Fabian und ich nehmen ihn an Armen und Beinen und tragen ihn den Flugzeuggang entlang. Im Geist ist es plötzlich, als liefen Fabian und Dan mit Gunter neben mir:

Und es kamen einige, die brachten zu ihm einen Gelähmten, von vieren getragen. Und da sie ihn nicht zu ihm bringen konnten wegen der Menge, deckten sie das Dach auf, wo er war, gruben es auf und ließen das Bett herunter, auf dem der Gelähmte lag. (Mk 2,3f.)

Solche Erfahrungen gehören zum Alltag von Menschen im Rollstuhl, von Menschen mit Kinderwagen. Sie kommen nicht durch, sie kommen nicht weiter: Nicht im Flugzeug, nicht auf den Bahnsteig in Bonn-Mehlem. Wenn man nicht wie Günter oder Gunter Menschen organisiert oder spontan anspricht, damit sie helfen, ist man heillos verloren. – Zum Glück sind oft Menschen da.

[7.] Bei Gunter zeigen sie vollen Einsatz: Sie tragen ihn nicht nur eine Treppe hoch, sondern sie eröffnen Teilhabe auf eine unkonventionelle Art: Erst steigen sie jemandem aufs Dach und dann schlagen sie ein Loch in die Decke. Und dann geht's auf für Gunter: In der Tragedecke wird er herabgelassen. Auf dem Handzettel finden Sie die ikonischste Szene dieser Geschichte in der Illustration von Kees de Kort, wie ich sie damals während der Autofahrt vor mir sah.³ Die Versammelten, Jesus voran, staunen nicht schlecht. Vielleicht fällt er hier schon, der

³ Für einen Link zu dem genannten Bild s.o., Anm. 1.

Satz, der eigentlich ans Ende der Geschichte gehört: „Wir haben solches noch nie gesehen.“ „Das gab’s ja noch nie!“ „So etwas haben wir noch nie erlebt!“

Dabei mag der Ton zunächst ärgerlich und empört gewesen sein, ob dessen, was auf den ersten Blick als handgreiflicher Vandalismus erscheint: Da wird die Gebäudestruktur grundsätzlich erschüttert, die Integrität des Dachs durch ein Loch beschädigt. Bauschutt rieselt und Lehmbrocken fallen auf die Versammelten. „So eine Unverfrorenheit ist noch nicht dagewesen!“ – Doch schnell kippt die Stimmung von Verärgerung in Erstaunen, als das Unternehmen als Hilfsaktion erkennbar wird – als Eröffnung von Teilhabe. Die Öffnung, die die Vier herstellen, eröffnet Gunter Zukunft, sodass er wortwörtlich aus dem Loch herauskommt, als er Jesus und den Versammelten von oben entgegenschwebt. Aus dem negativ konnotierten Loch in der Decke oder in der Lebenssituation wird eine Öffnung, durch die man in den geöffneten Himmel sehen kann, in dem Menschen Mitmenschen in Not mit allen Mitteln vor Gott bringen.

[8.] Ich habe uns heute hier auf der Empore versammelt,⁴ weil wir damit alle genau eine solche Öffnung vor Augen haben. Wir sehen uns von den verschiedenen Seiten der Empore und der Kanzel an – sodass ein Gesprächszusammenhang eröffnet ist, über den ‚garstigen Graben‘ (G.E. Lessing), den fehlenden Boden, der uns trennt, hinweg. Von unten nehmen wir die Bauelemente meist als Empore und Kanzel wahr. Von hier oben, kommunizieren wir hingegen über ein Loch in unserer Mitte hinweg. Es soll uns als Öffnung vor Augen stehen für den heilsamen Perspektivwechsel, der manchmal aus einem Abgrund eine offene Tür, ein zum Himmel offenes Dach machen kann. – Übrigens verändert dieser Standpunkt- und Perspektivwechsel auch den Standort des Predigers: Er predigt auf der Kanzel nicht mehr über die Köpfe der Gemeinde hinweg, sondern er

⁴ Vor der Schriftlesung wurde die Gemeinde durch eine Hinführung, die hervorgehoben hat, dass die bisherigen liturgischen Stücke (EG 166,1-3.6; Ps 123; Eingangsgebet orientiert an EG 655,1f., EG 7,1.4 als Kyrie, 2 Kor 4,10 als Gnadenspruch, EG 611 als Gloria, EG 1,5 als Text des Kollektengebets) sich auf die Dialektik von innen und außen, aber auch von oben und unten sowie ihre Überwindung bezogen haben, für die auch Jesus Christus im Sinne von Gottes Herabkommen zum Menschen bzw. dessen Emporheben an die Seite Gottes (Theosis) verstanden werden könne, darauf vorbereitet, nun in Imitation des folgenden Lesungstextes gemeinsam auf die Empore zu steigen, um dort am Verkündigungsteil teilzunehmen. Die Schriftlesung (Mk 2,1-12) wurde bereits von der Kanzel – und damit über Loch/Öffnung zwischen Gemeinde und Kanzel hinweg – gelesen. Im Falle der Anwesenheit von Rollstuhlfahrer*innen oder Menschen mit anderweitiger Gehbeschränkung, findet die Predigt nicht von der Kanzel – wie hier im Fließtext angedeutet – statt, sondern unten vom Ambo und damit auf Augenhöhe derjenigen Menschen, die sonst nicht inkludiert wären. Stattdessen würden dann die Passagen des Predigttextes von der Kanzel aus gelesen, sodass sich für die Versammelten auf der Empore (und im Kirchenschiff) dennoch der Eindruck der zwischen Orgelempore, Seitenemporen und Kanzel eingefassten Öffnung durch die Bespielung/Inszenierung entstehende Aufmerksamkeitsverschiebung einstellen dürfte.

spricht von unten, so wie die Stimme Jesu vielleicht zu den Fünfen auf das Dach hinaufreicht.

[9.] Für Gunter geht's auf. Das Dach. Er kommt aus dem Loch, in das ihn die Krankheit gestürzt hat, heraus, indem er aus dem Loch im Dach heraus zu Jesus hinabgelassen wird. – Auch für uns geht's auf – in die Luft, als das Flugzeug abhebt. Auch Günter und Marlene kommen aus dem Loch heraus – hoffentlich für länger als die zwei Wochen, die wir nun im Mittelmeerraum unterwegs sind.

[10.] Anders als Gunter, der in der Bibelerzählung auffällig passiv und willenlos bleibt, ist bei uns Günter der spiritus rector und übrigens zu großen Teilen auch der Finanzier unserer Reisen. Minutiös recherchiert er von seinem kleinen Lesetischchen und mit der Hilfe seiner Frau am Schreibtisch mögliche Unterkünfte und Ausflüge. Die Krankheit zwingt zum Abstieg in hervorragenden Hotels, die wir uns als Studierende nicht hätten leisten können. Ein Hauch von Komfort, Weltgewandtheit und interkultureller Begegnung umweht diese Reisen für uns immer auch. So passiv und abhängig Günter auf den ersten Blick zu sein scheint und so ungleich hier die Kräfte verteilt scheinen: Diese Reisen ermöglichen Günter nicht nur selbst wunderbar zu empfangen, sondern – fast noch wunderbarer – sie eröffnen ihm Möglichkeiten des Gebens und Weitergebens. Das ermöglichen ihm auch die von ihm geplanten Ausflüge: Wilde Orchideen und die alten byzantinischen Kirchen mit ihren Jahrhunderte alten Fresken – oft nicht größer als eine Gartenhütte und so versteckt gelegen, dass nur Fachkundige sie dort vermuten würden – sind die bevorzugten Sehenswürdigkeiten für den Biologieprofessor mit kunstgeschichtlicher Passion und seine Frau mit Vorliebe für Botanik.

[11.] Auch auf den Wegen dorthin gilt es Hindernisse zu überwinden, deren Sperrigkeit gelegentlich an das Überwinden von Treppen und Hausdächer erinnert: Dorfmatronen, die nur mit viel gutem Zureden den Schlüssel zu den Kirchen herausrücken, abseitige Schotterpisten, auf denen die Kirchen erst einmal gefunden werden müssen und manchmal nicht nur die Eingangsschwelle der Kirche, sondern ein Bach auf dem Weg, durch den der Rollstuhl getragen werden muss. Günter war in Begleitung seiner Vier bereit, viele Strapazen zu ertragen, damit sich für ihn und uns die Tür – auch irgendwie ein Loch! – einer der kleinen Kirchen öffnete und er schließlich in die Gesichter der in den Wandbildern versammelten Gestalten blicken konnte.

„So etwas hatte ich noch nie gesehen.“ Die Bilderwelten der Orthodoxie waren mir Reformiertem fremd. Günter erschloss mir die Symbolik der Fresken des byzantinischen Festtagszyklusses und der Ikonen, sowie ihre Interaktion mit den Besucher*innen des Kirchraums. Während wir fotografierten, war er oft versunken in die Betrachtung dieser Bilderwelt, ja – ich möchte sagen – in eine Form

der *visio beatifica*. Endlich schauen. Endlich leben – im Angesicht des Abgebildeten. Auf seine Weise war auch er darin irgendwie in Jesu Gegenwart gebracht.

[12.] 5 *Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gelähmten: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.* 6 *Es saßen da aber einige Schriftgelehrte und dachten in ihren Herzen: 7 Wie redet der so? Er lästert Gott! Wer kann Sünden vergeben als Gott allein?* 8 *Und Jesus erkannte alsbald in seinem Geist, dass sie so bei sich selbst dachten, und sprach zu ihnen: Was denkt ihr solches in euren Herzen?* 9 *Was ist leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin?* 10 *Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf Erden – sprach er zu dem Gelähmten: 11 Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh heim!* 12 *Und er stand auf und nahm sogleich sein Bett und ging hinaus vor aller Augen, sodass sie sich alle entsetzten und Gott priesen und sprachen: Wir haben solches noch nie gesehen.* (Mk 2,5-12)

Gelegentlich habe ich mit Günter Gespräche über die Auslegung von Bibelerzählungen geführt. Was er über Jesu Begegnung mit Gunter gedacht haben mag, das kann ich nur aus Gesprächen in anderen Zusammenhängen schließen: Als Naturwissenschaftler und gezeichnet von seiner eigenen Lage, konnte er hintergründig nur dem Urteil der Umstehenden am Ende des Textes zustimmen: „So etwas habe ich noch nie erlebt!“ Eine Wunderheilung von Lähmung entsprach nicht seiner Lebenserfahrung, hatte er nicht am eigenen Leib erfahren.

Dieses seelsorgerliche Argument wiegt für mich theologisch am stärksten: Ginge es in dieser Erzählung tatsächlich um einen naturalistischen Bericht einer Wunderheilung, dann wäre jede Form der Teilhabe von Menschen mit Behinderung gerade nicht eröffnet, sondern wieder erschwert: Denn eine solche Lesart würde unweigerlich die Frage auf, wieso Gott damals durch Wunderheilung geholfen hätte, aber nicht heute. Schnell sind manche dann mit der Begründung zur Hand, dies läge am Kleinglaube der Betroffenen. Eine solche Argumentation ist zynisch und stürzt die Betroffenen bloß noch mehr in Verzweiflung über ihre Lage. Gerade dieser Logik der Schriftgelehrten wehrt ja Jesu Aussage, die die Logik eines Zusammenhangs von Erkrankung oder Behinderung und Schuld oder Sündhaftigkeit zurückweist.⁵

[13.] Wie ist dann die Erzählung von der wundersamen Heilung des gelähmten Gunter zu verstehen? Günter, der Liebhaber der kunstvoll-bilderreichen Inszenierung solcher Bibelerzählungen würde vermutlich sagen: Als das, was sie ist. Als eine Erzählung – und zwar eine kunstvolle. Die mittels kompositorischer und rhetorischer Mittel Wahrheit surreal verdichtet und uns in dieser Begegnung ihrem Anspruch aussetzt – so wie das im Betrachten der Ikonen der Fall ist. Bei den

⁵ S.o. Anm. 2.

Evangelisten kommt die komponierte Erzählwelt dem Wahrheitsanspruch Jesu zu Hilfe. Wenn Jesus sagt: Hinfort soll gelten, dass an deinem Gesundheitszustand gerade keine moralische oder religiöse Schuld ablesbar ist, dann soll das im Leben der Betroffenen so wahr, so wirklich werden können, als habe Gott in Christus zugleich bereits die Krankheit hinweggenommen.

[14.] An der Szene mit den Schriftgelehrten wird dabei auf negative Weise deutlich, welchen großen Stellenwert die soziale Mitwelt des Menschen hierbei hat – ebenso wie dies auf positive Weise an Gunters Freunden erkennbar wird: Das Wunder ereignet sich dort, wo es Menschen ermöglicht wird, mit und trotz ihrer Erkrankung und Versehrtheit leben zu können, am Sozialleben teilhaben zu können, wie das für Gunter und Günter, diese beiden ungleichen und sich doch irgendwie ähnelnden Zwillinge möglich wird, statt ausgeschlossen den sozialen Tod erleiden zu müssen.

[15.] Auch, wenn Günter durch unsere Reisen nie auf wundersame Weise die Kraft erhielt, einfach aus seinem Rollstuhl aufzustehen, ihn hinter sich zu lassen und mit Marlene an der Hand zurück in sein vormaliges Leben zu gehen – es gab die Momente, die ihn aufgerichtet haben. Das wurde erkennbar an einem feinen, schelmischen Grinsen, das sich in manchen Situationen zeigte: Etwa, wenn wandernde Touristen oder ein Bauer mit seinem Jeep irgendwo im Hinterland um die Ecke einer Schotterpiste bogen und Günter anscheinend mutterseelenallein mit seinem Rollstuhl vor einem Kirchelchen in den aufgelassenen Weinbergen saß und Landschaft und Aussicht genoss. So etwas hatten die noch nie gesehen und Günter freute sich köstlich am ungläubigen Staunen in den Gesichtern der überraschten Menschen. Wie kam dieser Mensch im Rollstuhl hierher? Nicht selten ergaben sich daraus wohltuende kleine Gespräche, Hilfsangebote, Tipps für weitere Besichtigungen für Günter.

In solchen Begegnungen kam Günter aus dem Loch heraus anderen Menschen entgegen. Für beide Seiten muss es in diesen Momenten wundersam ums Herz gewesen sein: Als sei ihre jeweilige Lebenswirklichkeit auf ein unerwartetes Dahinter, ein Darüber hinaus geöffnet worden, sodass man einen kurzen Blick auf den freien, den offenen Himmel werfen konnte, wie man ihn kaum je gesehen hatte.

[16.] Neben all dem, was ich fachlich von Günter für meinen eigenen theologischen Zugang zu Kunst und Ästhetik gelernt habe – und die, die mich kennen, wissen, das Thema ist zentral für mich und ich verdanke ihm hier viel – und dem freundschaftlichen Austausch mit ihm und den anderen Mitgliedern unserer Reisegruppe, ist es vor allem eine Erfahrung, die ich meiner Begegnung mit Günter verdanke, die sich in dem Satz bündeln lässt, der das Erstaunen der Menschen im Bibeltext und auf unseren Reisen in der mediterranen Lichtlandschaft gleichermaßen bündelt: „So etwas haben wir noch nicht gesehen!“

Die Reisen mit Günter erfolgten vielleicht aus ethischer Konsequenz als Ausdruck menschlicher Zuneigung im christlichen Glauben. Aber sie beschränkten sich nicht auf solche ethischen Pflichtübungen, sondern sie waren selbst Geschenk in dem, was uns zu sehen, zu erleben gegeben wurde. – Ganz zentral war dabei, diejenige Erfahrung, die ich heute mit Ihnen und euch teilen und lebendig werden lassen wollte: Diese Erfahrung davon, wie manchmal in der Begegnung von Menschen Lebensereignisse und Glaubenserzählungen auf eine ungewöhnliche Weise miteinander verschmelzen, sodass man sich mit eigener Lebensgeschichte plötzlich als in die biblische Heilsgeschichte eingeschrieben wiederfindet.

Die Achtsamkeit und Offenheit für solche Begegnungen, in denen punktuell der geöffnete Himmel aufscheint und die eigene Lebenswirklichkeit auf eine Tiefe dahinter, einen größeren Sinnhorizont hin überschritten wird, der aus den Löchern, Rissen und Öffnungen entgegenkommt, wünsche ich auch Ihnen – besonders angesichts der derzeit verdunkelten, oft so widersinnig erscheinenden Welt.

Amen. Und der Friede Gottes, der weiter reicht als all unser Verstehen, bewahre uns Herz und Sinn in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.

„Liebe ist so stark wie der Tod“ (Hld. 8, 6b-7)

Studierendenpfarrerin Sabine Hekmat
30.10.2022 (20. Sonntag nach Trinitatis)

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

heute Morgen möchte ich Sie einladen, ihren Vorstellungen und Assoziationen über die Liebe für einen Moment nachzugehen? ... [Pause zum Nachdenken]

Liebe erinnert mich an ...

- französische Chansons, dieses gehauchte „Je t’aime“.
- Schokolade, die auf der Zunge zerschmilzt, ein Genuss.
- das Glück, die in vielen Liebesliedern besungen wird.
- Liebesgedichte, die Gefühle so wunderbar beschreiben.
- „Julia und Romeo“ oder die ältere Variante aus Persien „Khosro und Shirin“.
Es gibt wohl in jeder Kultur diese Geschichten über die Liebenden, die nicht zueinander finden.
- bei dem Wort „Liebe“ denke ich aber auch an Liebesschmerz und Liebeskummer.

Erinnern Sie sich noch an ihre erste große Liebe? An die Sandkastenliebe. An ihren Schwarm in der Schule oder Jugendgruppe. Erinnern Sie sich an die Schmetterlinge in ihrem Bauch? Das Herzklopfen? Das Strahlen im Gesicht? Ein Gefühl von Glück ohne Ende. Vielleicht ist bei manchen die Erinnerung an die erste Liebe schon lange her. Bei anderen dagegen hat dieses Gefühl angehalten, füreinander bestimmt zu sein und ihre Liebe hält noch immer. Wer weiß, vielleicht mag die Stadt Bonn eine gute Adresse für die Liebe sein?

Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Diese leidenschaftlichen Worte führen mich in Gedanken in ein großes Theater. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich in meinen Vorstellungen eine große Bühne. Licht, das einen Punkt der Bühne beleuchtet. Musik im Hintergrund – melodramatisch. Ein Fluss, der die Bühne in zwei Bereiche teilt. In Nebel gehüllt das Reich der Toten und im Licht das Reich der Lebenden. Schauspieler*innen, die im Hin- und Her der Gefühle sich finden und wieder trennen. Küsse. Tränen. Leidenschaft. Eine Brise Eifersucht. All diese leidenschaftliche Liebe kenne ich von der Oper.

Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Nun sind diese Worte nicht aus der Oper, sondern es ist ein Vers aus dem „Lied der Lieder“ (ירושׁ ירימשה; šîr haššîrîm) oder wie Luther es nannte, das

„Hohelied“. Es gehört zusammen mit den Büchern Rut, Klagelieder, Prediger (Kohelet) und Ester zu den fünf Festrollen, den Megillot, im Judentum. Das Hohelied umfasst acht Kapitel mit verschiedenen Liebesliedern. Nach dem Hohelied schließen sich die Bücher der Propheten an.

Nun lese ich den Predigttext aus Hohelied, Kap. 8, Verse 6b+7. Zum besseren Verständnis möchte ich die Verse 5 und 6 hinzunehmen, die dem Predigttext vorangestellt sind:

*5 Wer ist sie, die aus der Steppe heraufsteigt, auf ihren Geliebten gestützt?
Unter dem Apfelbaum hab' ich dich geweckt, dort, wo deine Mutter dich empfing,*

wo deine Gebärrerin in Wehen lag.

*6a Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz,
wie ein Siegel an deinen Arm!*

*6b Denn Liebe ist stark wie der Tod
und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Ihre Glut ist feurig und
eine gewaltige Flamme.*

7 Viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen, noch die Ströme sie ertränken.

*Wenn einer alles Gut in seinem Hause
um die Liebe geben wollte, würde man ihn verachten?*

Das Hohelied ist wie ein Drehbuch für ein Schauspiel. In Dialogen wird umeinander geworben. „Wende dich hin, wende dich her, o Sulamit! Wende dich hin, wende dich her, dass wir dich schauen! ... Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, du Fürstentochter! ... Dein Hals ist wie ein Turm aus Elfenbein. ... Deine Augen wie Teiche. ... Dein Haupt wie der Karmel. ... Deine Haare wie Purpur. ... Der Duft deines Atems riecht nach Apfel.“ (Hohelied, Kap. 7 in Auszügen)

Und sie antwortet: „Meinem Freund gehöre ich und nach mir, steht sein Verlangen. Komm, mein Freund, lass uns aufs Feld hinausgehen und unter Zyperblumen die Nacht verbringen, dass wir früh aufbrechen zu den Weinbergen und sehen, ob der Weinstock sprosst und seine Blüten aufgehen, ob die Granatbäume blühen. Da will ich dir meine Liebe schenken.“ (Hohelied Kap. 7, 12+13)

Zwei Liebende begehren sich. Es gibt keine Überlegenheit des einen oder der anderen. Doch vergeblich sucht man im Hohelied nach dem Wort Gott. Deshalb fragt man sich: Wie kam es dazu, dass dieses Buch den Weg in die Bibel fand? Es gab die Theorie, dass es Teil einer königlichen Hochzeit am Hofe Salomons war. Inzwischen wurde diese Idee verworfen. Dem Kanon gehört diese Sammlung von Liebesliedern seit dem ersten Jahrhundert nach Christus an. Seine Aufnahme

verdankt es der Zuschreibung (sekundär) an Salomo und der Verankerung in der Weisheitsliteratur.

In der Auslegungsgeschichte gibt es zwei Richtungen, den biblischen Text zu deuten. Erstens wörtlich, als Erzählung über die Liebe zwischen zwei Liebenden. Zweitens allegorisch, verstanden als Liebe zwischen Gott und seinem Volk. Gott, der um sein Volk Israel wirbt, der Treue hält und als sein Volk sich abwendet, in Zorn und Eifersucht fällt. Die Kirchenväter übernahmen diese allegorische Deutung und setzten an die Stelle des Volkes Israel die Kirche.

Fast wortwörtlich wiederholen sich die Verse des Hoheliedes in Jesaja 43,2-4 als leidenschaftliche Liebe Gottes zu seinem Volk: „2 Wenn du durchs Wasser gehst – mit dir bin ich, und in Strömen – sie überfluten dich nicht. Wenn du durchs Feuer gehst, wirst du nicht verbrennen und die Flamme wird dich nicht verzehren, 3 denn ich bin JHWH, dein Gott, der Heilige Israels, dein Erlöser. Ich habe Ägypten als Lösegeld für dich gegeben, [...] 4 weil du in meinen Augen so wertgeachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe.“

„Wasserströme“ werden in der Geschichte des Volkes Israels mit der Erfahrung der Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten und der Bewahrung beim Zug durch das Rote Meer assoziiert. „Feuer oder Feuerflamme“ mit der Präsenz und Begleitung Gottes auf dem Weg durch die Wüste. Gottes Liebe wurde in ihrer Bedingungslosigkeit und Unzerbrechlichkeit von Generation zu Generation erzählt und weitergegeben.

Im Hohelied steht die Liebe als Kraft ebenbürtig dem Tod gegenüber. Die Liebe kann es mit dem Tod aufnehmen. Sie ist wie ein Sparringpartner im Ring. Der Tod sollte die Liebe nicht unterschätzen. Ich denke an die Liebe, die Menschen Widerstandskraft schenkt, zum Beispiel in der Ukraine. Kraft schenkt ihnen die Liebe zu ihrem Land. Ich denke an die Menschen im Iran. Kraft schenkt ihnen die Liebe zur Freiheit.

P. Hans Wallhof⁶ hat gesagt: „Man muss ein Liebender sein und kein Begehrender, wenn man mit anderen Menschen Zärtlichkeiten austauscht. ... Jesus war zärtlich: Er liebte seine Eltern, um Lazarus weinte er, Johannes ruhte an seiner Brust, seinen Jüngern wusch er die Füße, Kinder herzte er, Kranke berührte er liebevoll. Tote nahm er an der Hand und führte sie ins Leben. Er nahm gerne Zärtlichkeiten entgegen, Maria Magdalena salbte und küsste ihn.“

In der Schriftlesung haben wir gehört: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.“ (Mk 10,9). Liebe und Zuneigung, verstanden als Gabe Gottes. Schöpfungstheologisch.

⁶ Pater Hans Wallhof, Ordensgeistlicher und Schriftsteller.

Das mag nicht so recht harmonieren mit Luthers Verständnis: „Die Ehe ist ein weltlich Ding“. Wir erleben, dass Beziehungen scheitern können. Paare gestehen: „Wir haben uns auseinandergeliebt. Unsere Liebe ist erloschen.“ Dann kann es nicht Gottes Wille sein, dass Menschen bei einander bleiben müssen, die sich fremd geworden sind. Doch als Seelsorgerin möchte ich zu bedenken geben, Trennung ist nicht immer die Lösung. Manchmal werden Probleme der alten Beziehung in eine neue mitgenommen.

Mich begleitet seit Jahren ein Gedicht von Erich Fried – „Was es ist“

<i>Es ist Unsinn</i>	<i>sagt die Vernunft</i>
<i>Es ist was es ist</i>	<i>sagt die Liebe</i>
<i>Es ist Unglück</i>	<i>sagt die Berechnung</i>
<i>Es ist nichts als Schmerz</i>	<i>sagt die Angst</i>
<i>Es ist aussichtslos</i>	<i>sagt die Einsicht</i>
<i>Es ist was es ist</i>	<i>sagt die Liebe</i>
<i>Es ist lächerlich</i>	<i>sagt der Stolz</i>
<i>Es ist leichtsinnig</i>	<i>sagt die Vorsicht</i>
<i>Es ist unmöglich</i>	<i>sagt die Erfahrung</i>
<i>Es ist was es ist</i>	<i>sagt die Liebe</i>

Liebe ermutigt. Liebe hat viele Facetten. Sie lässt sich nicht reduzieren auf unsere menschlichen Vorstellungen oder Ordnungen. Liebe lässt sie sich nicht absichern gegen Zweifel. Liebe lässt sich nicht mit Reichtum kaufen. Liebe sucht ihren Weg und verschenkt sich und Gott freut sich darüber. Amen.⁷

⁷ Literatur: *Erich Fried*, *Es ist was es ist: Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte*, Wagenbach 1996; *Neumann*, Art. zu Hohes Lied, *Calwer Bibellexikon*, Band 1, Stuttgart 2003; *Helmer Ringgren / Artur Weiser*, *Das Alte Testament Deutsch, Kommentar zu das Hohe Lied, Klagelieder, das Buch Esther*, Göttingen 1958; *Raphaella Irina Swadosch*, *Das Hohelied als Beitrag zur Radikalisierung der Beziehungsidee. Eine Untersuchung der Resonanzverhältnisse des Hohelieds*. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Karl-Franzens-Universität Graz, 2021; Hans Wallhof, zitiert nach *Peter Goes*, *Leicht wie der Geist der Rose*, Göttingen 2003, 91f.; *Yair Zakovich*, *Das Hohelied*, HThKAT, Freiburg 2003.

„Das Reich Gottes – mitten unter euch“ (Lk. 17, 20-24)

Dr. Matthew Ryan Robinson

06.11.2022 (drittletzter Sonntag des Kirchenjahres)

„Das mag in der Praxis gut funktionieren, aber wie funktioniert es in der Theorie?“ Diese humorvolle Frage stand auf der Rückseite eines T-Shirts, das an der Universität von Chicago während meiner Zeit als Student an der Divinity School sehr beliebt war (gleich nach dem T-Shirt mit der masochistischen Aussage „Wenn ich eine Eins gewollt hätte, wäre ich nach Harvard gegangen“).

Der Predigttext für heute sollte eigentlich mit Lukas Kapitel 17 und Vers 20 beginnen und bis Vers 21 gehen: *„Und als er von den Pharisäern gefragt wurde: ‚Wann kommt das Reich Gottes?‘, antwortete er ihnen und sagte: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Zeichen; man wird nicht sagen: ‚Seht, hier ist es!‘ oder ‚Da ist es! Seht, das Reich Gottes ist mitten unter euch.‘“* Wie gesagt sollte dies der Predigttext für heute Morgen sein. Als ich jedoch mit der Vorbereitung begonnen habe, ist es mir aufgefallen, wie wichtig die Perikope von den zehn Aussätzigen ist, die den Versen 20-21 unmittelbar vorausgeht. Wenn wir nicht diese dabei im Blick hätten, würden die schroffe, pointierte Ironie des Textes verpassen, die genau durch den Kontrast zwischen dem Praktischen und dem Theoretischen entsteht und den Versen 20-21 ihre rhetorische Kraft verleiht.

Durch dieser Kontrast hallt die Frage, „Wann kommt das Reich Gottes?“ mit vielen Echos, die auch für unsere sozialpolitischen Kontexte und das eigene Leben heute von Signifikanz sind. Um diese Echos im Einzelnen und im Chor zu hören, hören wir in den nächsten Minuten die Frage „Wann kommt das Reich Gottes?“ in vier unterschiedlichen Stimmen: Erstens, als akademischer Nabelschau; zweitens, als kulturell-politisches Shibboleth; drittens, als Fluchtweg; und viertens, als Erschöpfung und Angst.

[1. Die Frage nach dem Reich Gottes als akademischer Nabelschau]

Diese erste Annäherung an die Frage könnte für einige von uns etwas zu nahe gehen, für diejenigen also, die ihr tägliches Brot mit der Frage verdienen, mit der ich soeben begonnen habe: „Ok, ok, ok, das mag in der Praxis gut sein, aber wie funktioniert es in der Theorie?“ Der Witz funktioniert ja durch die implizite Anerkennung, dass irgendetwas, was gerade getan wurde, tatsächlich funktioniert hat. Vor einem Hintergrund des tatsächlichen Funktionierens, was für ein Sinn hat es dann aber noch, zu fragen, ob es theoretisch funktioniert? Aus ähnlichen Gründen erscheint auch ein Lächeln über die Frage des pharisäischen Theoretikers vor dem Spiegel von zehn Personen, die von ihrem körperlichen Leiden gerade geheilt und zur sozialen Teilnahme neu integriert wurden.

Ist es nicht auch bei uns mal so, dass wir die Praxis zu unordentlich oder zu unsystematisch finden? Wo sind die Prinzipien? Wo ist die theoretische Eleganz? Ein ad hoc Ansatz für etwas so Wichtiges – etwas so Ewiges! – wie den Aufbau oder die Einführung des Reiches Gottes... ,so kann man das halt nicht machen!

Und dennoch... läuft nicht ein solches prinzipielles Engagement für Prinzipien, vor allem in so unmittelbarer Nähe zur Heilung und Wiederherstellung von zehn sozial Ausgestoßenen, nicht die Gefahr, das Scholastikerproblem zu reproduzieren, wo ernsthaft gefragt wurde: Wie viele Engel können also auf einer Nadelspitze tanzen?

[2. Die Frage nach dem Reich Gottes als Shibboleth]

Eine zweite Möglichkeit, wie man diese Frage verstehen konnte („Wann kommt das Reich Gottes?“), wäre, sie als Test für politische Loyalitäten zu betrachten. Wollten diese Pharisäer Jesus damit auf die Probe stellen?

Vielleicht erinnern Sie sich an die Geschichte von der Eroberung Ephraims durch Gilead im Richterbuch: Als die Ephraimiten danach versuchten, über den Jordan in ihre Heimat zurückzukehren, verriet ihre Aussprache (von sibboleth anstelle von shibboleth), dass sie zur anderen Gruppe gehörten, zum Feind, zu denjenigen, die ausgegrenzt und unter Beobachtung gehalten oder sogar eliminiert werden mussten. Schreckliche Beispiele für diese Art von „Othering“, wie es genannt wird, sind in der Geschichte zahlreich vertreten. Aber die Politik des Andersseins ist uns heute keineswegs fremd: Wie buchstabieren sie, diese Anderen, „Gerechtigkeit“? CDU oder SPD oder FDP oder die Grünen? In meinem eigenen Herkunftsland ist der Test noch einfacher durchzuführen. Wir stellen die Probe als eine elementare Binärfrage: Rot oder Blau?⁸ Es strukturieren aber auch viele banale, harmlose, ja sogar charmante Beispiele unsere Alltagserfahrungen: Kannst du vs. Kannst du. Oder Brötchen, Semmel, Schrippe, Wecken, usw. Es gibt aber auch Tortilla, Naan⁹, Fladenbrot und Injera¹⁰. Wir sollten uns der Art und Weise bewusst sein, wie selbst diese trivialen Identitätsmarker funktionieren können, um Identität/Differenz, Inklusion/Exklusion, Interesse an und Mitgefühl für andere oder Gleichgültigkeit, Ablehnung und Spott für andere immer wieder neu zu einzuschreiben. Die Kerndynamik ist sowohl in tragischen als auch in trivialen Fällen dieselbe: Wie man bestimmte Dinge ausspricht, welche Worte man für dieses oder jenes verwendet, wie man an bestimmte Probleme oder Aufgaben herangeht: Das sagt mir alles, was ich über sie wissen muss – oder zumindest alles, was mich interessiert! Ihre Ideen interessieren mich nicht. Ich betrachte

⁸ Die Farbe der Demokratischen Partei vs. die Farbe der Republikanischen Partei in den USA.

⁹ Indisches Fladenbrot

¹⁰ Äthiopische Variante aus Wildhirse

ihre Argumente als kategorisch ungültig. Und weder der Beweis, dass sie recht haben, noch das Fehlen eines Beweises, dass ich recht habe, kann mich dazu bringen, meine Meinung über sie zu ändern. Nicht einmal die Güte ihrer tatsächlichen Taten. Ich habe sie der anderen Gruppe zugeordnet – den Außenseitern, der Opposition, dem Feind – und so wird es auch bleiben.

Vielleicht ist etwas von dieser Dynamik auch in der Frage der Pharisäer an Jesus zu spüren. Es lohnt sich, hier noch einmal die Zehn zu erwähnen. Von den zehn Aussätzigen, die Jesus geheilt hatte, als er von Galiläa im Norden nach Jerusalem im Süden reiste und auf seinem Weg durch Samaria kam – von den zehn war mindestens einer ein „Fremder“, vermutlich ein Samariter, und als solcher einer Gruppe von Menschen zugehörig, die von vielen anderen Judäern verachtet wurde. In diesem Zusammenhang hat Jesus also gerade eine *sehr* verdächtige Tat des Mitgefühls gegenüber einem verhassten Außenseiter begangen und *dann* noch den Glauben dieser Person als besonders gottesfürchtig herausgestellt. Also, warte mal kurz, Jesus: Wie spricht man „Reich Gottes“? Lass es mich aus deinem eigenen Mund hören. Auf wessen Seite stehst du eigentlich?!

[3. Die Frage “Wann kommt das Reich Gottes?” als Fluchtweg]

Ich stelle mir vor, dass diese Gruppe von religiösen Führungspersonlichkeiten, diese Pharisäer, vielleicht mit Jesus unterwegs waren, als er diese zehn Aussätzigen heilte. In meiner Vorstellung führen sie unterwegs alle möglichen interessanten theologischen Gespräche – etwa über Vergebung oder Glaube, um nur die Themen direkt aus dem Kontext der Reich Gottes Frage zu nehmen – und Jesus wirft ihre Erwartungen nacheinander über den Haufen: Vergebt nicht nur einmal, vergebt 500 Mal! Bei der Vergebung geht es nicht darum, darauf zu warten, dass die Menschen sich bessern, bevor man sie akzeptiert, sondern darum, für sie da zu sein. Beim Glauben geht es nicht um Heldentum; selbst das kleinste Senfkorn kann, wenn es von guter Erde getragen wird, das starke Wurzelsystem der mächtigsten Bäume durcheinander bringen. Und so weiter und so fort. Und dann kreuzen sich ihre Wege mit diesen armen Menschen, die an einer tödlichen Krankheit wie Lepra leiden. Und Jesus heilt sie. Er hat Erbarmen mit ihnen in ihrem Leiden. Natürlich gab es noch einige Prozeduren dann zu befolgen: Reinigungen, Beglaubigungen durch den Priester und so weiter. Also, sind die Zehn losgelaufen. Aber dann bemerkte einer von denen, die Jesus geheilt hatte, dass er nun ganz und gesund war. Und er unterbricht die vorgeschriebene bürokratische Schritte, lässt die offizielle Bearbeitung und Genehmigung seines Antrags auf Bescheinigung der Heilung offen und kehrt zu Jesus zurück, um sich zu bedanken. Und Jesus befürwortet dann diesen Glauben.

Während all dies geschieht, wartet die Gruppe der Pharisäer, die mit Jesus mitreist, darauf, dass Jesus mit seiner Wohltätigkeitsaktion fertig wird. Und während sie warten, halten sie einen kleinen Bibelkreis ab und diskutieren fieberhaft über die geheime Bedeutung irgendwelcher jüngsten politischen Ereignisse und darüber, wie diese durch Prophezeiungen in der Heiligen Schrift symbolisch vorhergesagt wurden... etc. „Wenn man wirklich darüber nachdenkt..., dann... ich meine, ich meine nur, wer weiß, es könnte sein. Ist es nicht doch interessant, dass...“ Nachdem Jesus dem Zurückgekehrten erklärt hat: „Steh auf und geh hinaus - dein Glaube hat dir geholfen“, dreht sich Jesus um und erwartet vielleicht, dass seine Mitreisenden mit großen Augen und offenem Mund zugucken, wie ihre Erwartungen in Bezug auf die Beziehung zwischen Glaube und Gottes heilender Kraft wieder einmal auf dem Kopf gestellt wurden. Stattdessen sieht er sie an der Seite versammelt, mit fest geschlossenen Augen, unhörbare Gebete murmelnd. Als Jesus das Signal gibt, dass sie sich wieder auf den Weg machen, hören sie mit ihren Gesprächen auf, blicken auf Jesus und fragen mit Stimmen, die von all der Verträumtheit ihrer jenseitigen Visionen getragen sind: „Jesus, wann wird das Reich Gottes kommen?“ Jesus starrt sie ausdruckslos an und weiß nicht, ob er lachen oder weinen... oder einfach weitergehen soll. „Ernsthaft?! Ihr fragt mich, wann das Reich Gottes kommen soll? Ihr habt gerade gesehen, wie zehn Menschen geheilt wurden, zehn Menschen, die aufgrund von Krankheit, Unreinheit und religiös-ethnischem Hass völlig von der Gesellschaft abgeschnitten waren, und die wieder zu einem erfüllten Leben zurückgefunden haben – fähig, sich wieder ihren Familien anzuschließen, eine Arbeit zu suchen, auch etwas zur Gesellschaft beizutragen!? Das ist Reich Gottes; das Reich Gottes entsteht nicht durch einen geheimen Plan, worüber unter den wahren Mächten und hinter den Kulissen groß gekämpft wird, oder dessen Symbole nur von frommen Eliten richtig interpretiert werden können. Die Art von Reich, zu der Gott uns aufruft, findet genau hier statt, direkt vor Ihren Augen, mitten unter EUCH!“

[4. Die Frage “Wann kommt das Reich Gottes?”
als Ausdruck von Erschöpfung und Angst]

Schließlich gibt noch eine Nuance, die ich aus der Frage der Pharisäer und der Antwort Jesu herausarbeiten möchte: euch. Gottes einladendes, tröstendes, bejahendes „euch“. Ihr! Diese Pharisäer: Wir kritisieren sie gerne für ihre versteckten und nicht so versteckten Vorhaben, drücken unsere Missbilligung über ihre unaufrichtige Fragerei aus, drücken unsere Verwirrung darüber aus, dass sie nicht sehen oder verstehen konnten, wer dieser Jesus war, den sie so sehr untergraben wollten... Sicherlich waren einige von ihnen so. Sicherlich sind wir auch so ab und zu.

Aber ich bin mir auch sicher, dass es andere unter ihnen gab und unter uns gibt, die gefragt haben („Wann kommt das Reich Gottes?“), weil sie daran gezweifelt haben, dass es jemals kommen würde, und weil sie sicher waren, dass sie nicht dazugehören würden. Vielleicht war die Frage der Pharisäer zynisch, aber dies vielleicht auch nur aus einer selbstverteidigenden, abwehrenden Unsicherheit heraus. Etwa: „Wann kommt das Reich Gottes? Ach Gott, ernsthaft? Ich bin mir nicht sicher, ob ich wirklich glaube..., na ja, ich weiß nicht einmal, wie ich diesen Satz beenden soll.“ Oder, „Ich bin so, so müde. Komplett erschöpft. Ich habe meine Karriere gemacht und... und, ehrlich gesagt, wofür?“ Oder, „Ich versuche, etwas zu bewirken, aber... bring nichts. Ich habe die Nase voll von Veranstaltungen, Konferenzen, Projekten, Innovation und Lösungen. Doch laufe ich durch mein Leben wie im Hamsterrad.“ Oder, „Ständig höre ich, dass wir nachhaltiger und zukunftsorientierter sein und uns und die nächsten Generationen für eine bessere Zukunft vorbereiten sollen... aber für was? Wann wird das überhaupt passieren? Ich habe all diese Theorien gehört. Ich habe mir sogar selbst ein paar Theorien über die Jahre entwickelt und veröffentlicht. Aber wenn ich sie jetzt ausspreche, höre ich keine Musik aus der Zukunft mehr, sondern nur noch denselben alten Schlager, die mich einst inspiriert haben, mich aber jetzt nur noch an Träume erinnern, die ich einst hatte aber von denen ich jetzt eher glaube, dass sie nichts weiter als Träume sind. Wann kommt also das Reich Gottes? Also, ich weiß's nicht.“

Die Antwort Jesu hören wir vielleicht nicht nur in einem tadelnden oder frustrierenden Ton, sondern diesmal in einem verständnisvollen und ermutigenden Ton: „Hey, ich weiß, dass es alles schwer ist. Ich weiß, dass sich die Dinge nicht so entwickelt haben, wie du es dir vorgestellt oder erhofft hast. Und ich weiß, dass du dich bemüht hast. Ich weiß, dass du alles gegeben hast: Ausbildung, Familie, jahrelanges Organisieren... Aber das Reich Gottes ist doch immer wieder möglich, auch hier, auch in den kleinsten Momenten. Vergib denen, die dich beleidigt haben; nimm die Akzeptanz an, von denen du auf Distanz gehalten hast. Bete für anderen, indem du an sie denkst und dich bei ihnen erkundigst. Umarme deine Freundinnen und Freunde (Coronagemäß natürlich!).“

„Und mach dir möglichst wenige Gedanken darüber, was nicht funktioniert hat; das ist auf keinen Fall das Maß für deinen Wert! Versuch, dich nicht mit den Fähigkeiten, Gaben und Errungenschaften eines anderen zu vergleichen: Was auch immer du bist - selbst wenn es nicht mehr als ein Senfkorn ist - das ist genug! Du bist genug! Mach dir keine Sorgen. Du hast es drauf. Und was noch wichtiger ist: Gott liebt dich.“

Und die Liebe Gottes sei mitten unter uns jetzt und allezeit. Amen.

„Nun lässt Du deinen Diener“ (Lk 2, 29-32)

Dr. Katharina Opalka

13.11.2022 (vorletzter Sonntag des Kirchenjahres)

[Ablauf des Gottesdiensts mit Taizé-Elementen und einer Zeit der Stille:

Lied: Laudate omnes gentes (auf Ukrainisch)

Ps 50,6-10.14-15.23 mit Halleluja zwischen den Versen:

Gott, der Herr, der Mächtige, redet und ruft der Welt zu vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang. Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes. Unser Gott kommt und schweiget nicht. *Halleluja*

Fressendes Feuer geht vor ihm her und um ihn her ein gewaltiges Wetter. Er ruft Himmel und Erde zu, dass er sein Volk richten wolle: »Versammelt mir meine Heiligen, die den Bund mit mir schlossen beim Opfer.« Und die Himmel werden seine Gerechtigkeit verkünden; denn Gott selbst ist Richter. SELA. *Halleluja*

Opfere Gott Dank und erfülle dem Höchsten deine Gelübde, und rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.« Wer Dank opfert, der preiset mich, und da ist der Weg, dass ich ihm zeige das Heil Gottes.« *Halleluja*

Gebet:

Gott, wir kommen zu Dir, um Dich anzurufen, um Dir zu klagen und Dich zu loben, um für Dein Kommen einen Raum zu öffnen, in dem das Unerwartete erwartet werden kann.

Jesus Christus, trotz allen unbegreiflichen Leids aller Ungerechtigkeit in der Welt hoffen wir, dass deine Worte der Liebe und des Friedens niemals vergehen. Du hast dein Leben am Kreuz hingegeben und uns – auch über den Tod hinaus – eine Zukunft geöffnet. Das Licht deiner Auferstehung erinnert uns auch in der Dunkelheit daran, dass das Gewalt und Zerstörung nie das letzte Wort hat.

Heiliger Geist, wir flehen dich an: Gib unserer Zeit deinen Frieden. Du bist unsere Hoffnung. Amen.

Lied: Bless the Lord my Soul

Evangeliumslesung: Lk 2, 25-33

25 Und siehe, ein Mensch war in Jerusalem mit Namen Simeon; und dieser Mensch war gerecht und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israels, und der Heilige Geist war auf ihm. 26 Und ihm war vom Heiligen Geist geweissagt worden, er sollte den Tod nicht sehen, er habe denn zuvor den Christus des Herrn gesehen. 27 Und er kam vom Geist geführt in den Tempel. Und als die Eltern das Kind Jesus in den Tempel brachten, um mit ihm zu tun, wie es Brauch ist nach dem Gesetz, 28 da nahm er ihn auf seine Arme und lobte Gott und sprach: 29 Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; 30 denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, 31 das Heil, das du bereitet hast vor allen Völkern, 32 ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zum Preis deines Volkes Israel. 33 Und sein Vater und seine Mutter wunderten sich über das, was von ihm gesagt wurde.

Lied: Meine Hoffnung und meine Freude

Stille (3 Minuten) dann Ausklang aus der Stille mit instrumentalem Stück

Kyrie mit gelesenen Fürbitten und Kerzen:

Gott, Quelle des Lebens, wir kommen zu dir mit der stillen Bitte: Sei bei uns in der Stunde unseres Todes, sei bei denjenigen, bei denen, die ahnen, dass sie bald sterben werden, bei denen, die mit dem Tod ringen, bei denen, die sich still in ihr Schicksal ergeben. Sei bei denen, die daneben stehen, stumm und wütend und tief getroffen. *Kyrie*

Jesus Christus, Licht der Welt, wir kommen zu dir mit der brennenden Bitte: Lass Gewalt, Kriege, Zerstörung aufhören, Lass Menschen in Frieden leben können. Sei bei denen, die sich für eine gerechte Zukunft einsetzen, sei bei denen, die müde sind zu kämpfen, und sich dennoch, jeden Tag neu für andere einsetzen. *Kyrie*

Heiliger Geist, Trösterin unser Seele, wir kommen zu dir mit unseren kaum aussprechbaren Bitten: Sei bei uns, wenn wir unruhig sind, wenn wir ahnen, dass unser Leben anders sein könnte. Sprich in unserer Seele, wenn wir nicht wissen, was es ist, dass uns einengt. Wenn wir nicht wissen, was es sein könnte, dass uns frei macht. Gib uns Bilder und Worte und Ahnung, wenn wir nicht sehen, was wir noch erwarten dürfen, was wir noch hoffen können. *Kyrie*

Vaterunser

Lied: Nunc Dimittis]

[1.] *Nunc dimittis, servum tuum, Domine. Secundum verbum tuum, in pace.*

Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast. Der Einzelpers, den wir eben gesungen haben, Ich empfinde ihn sofort berührend und wenn man nur die einzelnen Worte hört, angenehm, wohlgefällig. „Du lässt, Frieden, nach deinem Wort.“ Es ist eine stille Erzählung. Es ist eine Erzählung, in der der Tod die ganze Zeit am Rand steht – aber selbst nicht auftritt. Wir ahnen, dass es heißen könnte, dass Simeon sterben wird, nach dem, was in der Geschichte erzählt wird. Vorher spricht Simeon (oder der Heilige Geist), vorher spricht Simeon in poetischen Worte, die sich dazu eignen, gesungen zu werden, in Lieder übertragen zu werden.

[2.] „Nun“

lässt du mich gehen, jetzt, zu diesem Zeitpunkt meines Lebens. Man erfährt nicht, wie alt Simeon ist, sicherlich kein Kind mehr, aber 30 oder 60 oder 90? Von der Prophetin Hanna, die direkt im Anschluss auftritt, erfährt man es: Hannah ist 84. Aber von Simeon erfährt man es nicht. Man erfährt nicht, wann Simeon diese Weissagung bekommen hat – mit 30, mit 50, mit 80, als er Simeon genannt wurde, „Erhörung“? Man erfährt nicht, wie lange Simeon schon wartet – einige Tage oder einige Jahrzehnte?

Ich stelle mir Simeon als Wartenden vor: Ist zu warten etwas, was sein ganzes Leben, seine ganze Identität prägt? Er, Simeon, der professionell Wartende? Der immer lauscht, feinabgestimmt auf das Hintergrundrauschen in seinem Leben und der Welt, ob der Trost endlich eintrifft?

Ob sich Simeon fragt, wie es aussieht, was er erwartet, woran er erkennt, dass der Trost gekommen ist? Simeon erwartet das Unerwartete – und wartet auf Christus im Tempel. So verstehe ich das “Nun”: Als ein Ende des Wartens, als eine Erfüllung des Erwarteten – in einem Kind, möglicherweise gegen alle Vorstellungen, die sich Simeon gemacht hat, gegen alle Erwartungen.

[3.] *„Nun lässt du gehen“*

Simeon spricht: „Du lässt mich gehen.“ Im Griechischen steht dort: Du sprichst mich frei, Du gibst mich frei, du entlässt mich. Man kann es mithören, wenn man sich Simeon als einen Menschen am Ende seines Lebens vorstellt: Du gibst mich frei in den Tod, in das wiederum Unerwartete. Ich kann mir nicht vorstellen, wie in welcher Stimmlage es zu hören wäre: Erleichtert oder resigniert. Nur, dass Simeon sich darauf einlässt, entlassen zu werden: Weder ist es ganz aktiv Simeons Entscheidung, noch ganz passiv etwas, was er nur erleidet. Du lässt mich gehen, aber der Weg ist nun meiner – und ich kann ihn gehen, wie auch immer er aussehen mag.

Im Lateinischen, wie wir es eben gesungen haben, heißt es: „Nunc Dimittis“. Dimittis meint entlassen, freigeben, aber auch wegschicken. Entlassen, wegschicken, nicht mehr auf die Aufgabe und den Ort festgelegt. Dann ist eine andere Erzählung möglich: Ein jüngerer Simeon, der nicht mehr an den Tempel gebunden ist, nicht mehr an das Warten gebunden ist, befreit, einen anderen Lebensweg zu gehen. Einen Weg, mit dem Eintreffen des Unerwarteten im Rücken.

[4.] *„Nun lässt du mich gehen in Frieden“*

„In Frieden“ das ruft Bilder auf, von Menschen, die gehen können aus ihrem Leben, oder aus ihren jetzigen Lebensumständen, die mit sich im Reinen sind, Bilder von gelingenden Abschieden. Kein gewaltsames Herausgerissen-Werden, aus dem Ort, an dem man sich befindet. Simeon erwartet den Trost, den Beistand Israels – und man kann es so hören, dass im Eintreffen des Unerwarteten sich dieser Trost für ihn selbst einstellt. Dass er sich selbst tröstet, in seinem Abschied: Ich kann in Frieden gehen, der Beistand, der Trost, auf den ich gewartet habe, ist da.

Man könnte es so hören, wenn man nur die Liedzeilen nimmt, nur den Lobgesang als ein “happily ever after“. Das ist es schon für Simeon nicht, der Trost hat an dieser Stelle nicht das letzte Wort. Simeon spricht noch einmal, zu Maria, er segnet sie, und spricht zu ihr, in einem sehr persönlichen, privaten Moment: „Siehe, dieser ist dazu bestimmt, dass viele in Israel fallen und viele aufstehen, und ist bestimmt zu einem Zeichen, dem widersprochen wird – und auch durch deine

Seele wird ein Schwert dringen –, damit aus vielen Herzen die Gedanken offenbar werden.“ (vgl. Lk 2, 34-35)

„Und auch durch deine Seele, wird ein Schwert dringen.“ Der Trost, der sich einstellt, das Lob, das Simeon vor Gott bringt, ist dunkel, ist ambivalent: Der Trost, den Simeon erfahren hat, den er für viele Herzen erhofft – der Trost kommt nicht leicht und frei und unbeschwert, sondern so, dass er Maria in ihrem Innersten gewaltsam, schmerzhaft, unwiederbringlich durchfährt. Es ist ein Frieden, den das Schwert bringt. Es ist ein Trost, der mit der Zerstörung ringt.

[5.] *Wie du gesagt hast, nach deinem Wort, so lässt du mich fahren, in Frieden.*

Wie du es gesagt hast, sagt Simeon. Das Erwartete ist eingetroffen, so wie du es gesagt hast: Als Unerwartetes, als Kind, als Trost, der sich wie ein Schwert anfühlt, als ein Wegschicken in ein Unerwartetes.

Ich höre die Erzählung von Simeon als eine Erzählung mit vielen stillen, privaten Momenten: Zwischen Simeon und dem Kind, zwischen Simeon und Maria, zwischen Simeon und dem Geist. Es ist eine stille Erzählung, und doch spricht sie in eine Welt, die mit den Worten des Psalms beschrieben werden kann: „Fressendes Feuer geht vor ihm her und um ihn her ein gewaltiges Wetter“ (Psalm 50,3). Eine Welt, in der Trost und Frieden, nicht frei von Schmerzen und Schwert sind. Eine Welt, in der Simeon wartet, und in der das Unerwartete eintrifft – und Simeon still loben lässt.

Amen.

[Lied: Nada te turbe

Abkündigungen, Segen (Opalka)

Lied: Ubi caritas]

„Sein wie die Träumenden“ (Ps. 126)

WMA Anne Wächtershäuser
20.11.2022 (Ewigkeitssonntag)

[1.]

„Endlich leben“, so lautet das Motto der Predigtreihe in diesem Semester. Unter dem steht auch der heutige Gottesdienst am Ende des Kirchenjahres. Vielleicht wird die Doppeldeutigkeit dieser Formulierung gerade am heutigen Tag, am Totensonntag, am Ewigkeitssonntag, in besonderer Weise deutlich: Auf der einen Seite ein Leben in und mit Endlichkeit – das wurde in den letzten Monaten für viele Menschen greifbar. Auf der global-politischen Ebene, auf der sich gezeigt hat, dass Ressourcen, dass Frieden, dass Sicherheit endlich sein können. Vielleicht auch auf einer ganz persönlichen, individuellen Ebene, wo das Erleben von Endlichkeit mitten in das eigene Leben hineingebrochen ist. Und auf der anderen Seite ist da dieser beinahe österliche Klang: von Sehnsucht nach Leben, vom Aufatmen, von der Hoffnung darauf, endlich leben zu können. Beide Seiten schwingen in dem heutigen Predigttext mit.

Ich lese die ersten Verse aus Ps 126 nach der Lutherübersetzung:

1 Ein Wallfahrtslied. Wenn der HERR die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.

2 Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Völkern: Der HERR hat Großes an ihnen getan!

3 Der HERR hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.

4 HERR, bringe zurück unsre Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Südländ.

Der Psalm nimmt uns mit in die babylonische Gefangenschaft, in ein Gefühl, in der Fremde zu sein, weit weg von zu Hause. Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie Träumenden. – Das klingt nach dem Warten darauf, dass sich etwas grundlegend ändert und sich die Notlage wendet. Noch scheint die gewaltsame Trennung durch die Exilierung fortzubestehen. Die Psalmstimme bittet Gott darum, dass er die Gefangenen erlösen wird. Und dann wird eine Wirklichkeit anbrechen, wie man sie sich aus der jetzigen Perspektive nur hätte *erträumen* können.

In Träumen ist alles möglich: das Wunderhafte, das Grenzenlose, das (Un)Endliche, das Skurrile und auch das Schreckliche. In der Nacht tauche ich in diese andere Welt ein, die aber in sonderbarer Weise so viel mit mir selbst zu tun hat. Mal schreckt man schweißgebadet auf und es dämmert erst voller Erleichterung, dass man aus dieser Wirklichkeit entfliehen konnte und es *nur* ein Traum war. Mal ist es die Wirklichkeit, in die hinein man erwacht, aus der man entfliehen

möchte, zurück in das farbenfrohe Traumland, das viel freundlicher wirkte als die kalte Welt jenseits des Bettes. Wenn in Ps 126 von den Träumenden die Rede ist, so ist die Traumqualität inhaltlich qualifiziert: Das ist kein Alptraum, sondern ein ganz wunderbarer Traum, der die Münder mit Lachen füllt. Das ist ein Leuchten vor der dunklen Kontrastfolie der Exilserfahrung.

Nach altorientalisch-alttestamentlicher Vorstellung sind Träume keine phantastischen Wolkenkuckucksheime ohne Realitätsbezug, sie sind vielmehr eine Art Offenbarungsmedium. In ihnen lässt die Gottheit Menschen an Zukünftigem teilhaben: ¹¹ Gott erlöst die Gefangenen. Und das wird so kolossal alles verändern, dass es sich anfühlen muss wie ein Traum – aber keiner ist. Diese Verheißung ist so konkret und gewiss, dass sie schon jetzt alles verändert, sie durchdringt die Zukunft wie die Gegenwart des persönlichen Lebens.¹² Und so schwingen in V.3 schon die Freude und der Dank mit: „Der HERR hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.“

Das hört sich fast an wie ein Lied! Ein Lied, dessen Melodie schon jetzt erklingt und die Menschen zu so etwas wie Resonanzkörpern macht, die die Schwingung dieser Musik im eigenen Leib spüren können.

Der Alttestamentler Erich Zenger übersetzt die ersten Verse von Ps 126 etwas anders. Und so lässt sich noch einmal mehr entdecken. Zenger übersetzt: „*Als JHWH zurückkehrte nach Zion, waren wir wie Träumende. Damals füllte sich mit Lachen unser Mund und unsere Zunge mit Jubel.*“ Worauf dann wieder die Bitte folgt: „*Kehre doch, JHWH, zu uns zurück wie die Bäche im Südland!*“¹³

Mit dieser Übersetzung wird die zeitliche Verschränkung von Gegenwart und Zukunft erweitert: Denn hier liegt die Überwindung des Exils bereits in der Vergangenheit. Sie ist tatsächlich erfolgt! Das lang Ersehnte ist wirklich eingetreten.

Aber auch auf der Beziehungsebene liegt der Schwerpunkt anders: JHWH ist nach Zion *zurückgekehrt*. Soll das heißen, dass er Zion vorher verlassen hatte? Hier spiegelt sich die theologische Herausforderung des Exils: Hatte JHWH seine Macht verloren oder sich gar von seinem Volk abgewandt?¹⁴

¹¹ Frank Lothar Hossfeld / Erich Zenger, Psalmen 101-150, Freiburg/Basel/Wien 2008 (Herders theologischer Kommentar zum Alten Testament 27), 507.

¹² Siehe dazu auch ebd., 500.

¹³ Vgl. ebd., 499.

¹⁴ Vgl. ebd., 506f.

So zeigt sich auch noch eine andere Qualität der Exilserfahrung: Es geht nicht nur um die geographische Fremde und Ferne, sondern auch um die Fremde der Gottesferne. Es ist ein Ringen um und mit Gott.¹⁵ Ein Ringen um die Erfahrbarkeit Gottes in der Not, ein Suchen nach seinen Spuren im eigenen Leben.¹⁶

Der *Beginn* von Ps 126 setzt nun die Pointe: Das Gefühl von Gott-Verlassenheit wurde gewandelt und Gott hat sich bereits als der uns Zugewandte erwiesen. In einer entscheidenden Krisensituation hat sich Gott als ein verlässliches Gegenüber gezeigt. Diese Erfahrung der Gottesnähe ist im wahrsten Sinne des Wortes in den kollektiven *Erfahrungsschatz* Israels eingegangen.¹⁷ Diese Erfahrung der Gottesnähe gibt nun in einer *neuen* Notlage Anlass zur Hoffnung:¹⁸

„Kehre doch, JHWH, zu uns zurück wie die Bäche im Südland.“ Die alte Erfahrung wird geradezu gleichnisfähig. *Überall* dort, wo nur Dunkelheit zu spüren ist, stimmt sie – gegen alle Erwartung – ihr Hoffungslied der Verwandlung an.

[2.]

Ich lese die letzten Verse von Ps 126:

5 Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

6 Sie gehen hin und weinen und tragen guten Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Wieder geht es ganz viel um (Ver-)Wandlung. Mit Tränen säen; mit Freuden ernten – wer schon mal in der Landwirtschaft tätig war, hat wahrscheinlich vor Augen, dass das ganz schön harte Arbeit ist. Wer wie ich eher mit dem Rad an schönen Gärten und fruchttragenden Feldern vorbeifährt, denkt vielleicht manchmal: „Wow, wo kommen plötzlich all die hübschen Blumen her?“ Und nur selten mache ich mir bewusst, wie viel Mühe, wie viel Sorge, wie viel Zeit, wie viel Wachstums-Arbeit hier eingegangen ist.

Wenn ich am Ewigkeitssonntag unseren Text höre, in dem es darum geht, mit Tränen zu säen, dann denke ich an das Wort „Trauerarbeit“. Um jemanden oder um etwas zu trauern ist ein sehr intensiver Prozess. Da passiert ganz viel. Ich habe ganz viel zu arbeiten, zu verarbeiten. Weinen in diesem Sinne ist etwas sehr Aktives, nahezu Produktives. Es ist die Mitarbeit an einem Verwandlungsprozess.

Monika Müller, die in der Hospizbewegung sehr aktiv ist, beschreibt in ihrem Buch eine Vielzahl von Gesprächen und Begegnungen mit trauernden Menschen.

¹⁵ Siehe dazu auch: *Bernd Janowski*, *Konfliktgespräche mit Gott. Eine Anthropologie der Psalmen*, Neukirchen-Vluyn 2003.

¹⁶ Siehe dazu auch: *Hossfeld / Zenger*, *Psalmen*, 505f.

¹⁷ Siehe dazu auch ebd., 503.

¹⁸ Vgl. ebd., 504-506.

Sie erzählt beispielsweise von einer Frau, der nach dem Tod eines Angehörigen nach einiger Zeit jemand sagte, sie müsse ihn doch nun endlich einmal loslassen. Die Frau berichtete, dass ihr solche Aussagen sehr weh täten, „denn man vermittelt ihr den Eindruck, dass sie wehleidig (...) sei und der Arbeit nicht fähig, wenn ihr dies nicht gelänge.“ Monika Müller betont daraufhin, „dass die Leistung der Trauer nicht etwa im Loslassen liege, sondern in der veränderten Form des (Be)Haltens.“¹⁹ Trauern in diesem Sinne ist die Verwandlung einer Beziehung. Sie erzählt auch von einer anderen Person, die unter Tränen sagte, sie habe eine geliebte Person „genommen bekommen“ und kurz darauf selber kommentierte: „Merkwürdig, dass ich nehmen und bekommen zusammen sage, das ist sonst gar nicht meine Art zu sprechen.“²⁰

Eben dieses untrennbare Ineinandergreifen von Abbruch und Kontinuität, von Aktivität und Passivität, von Greifbarkeit und Entzogenheit bringen viele der biblischen Wachstumsbilder zum Ausdruck – so auch das Wachstumsgleichnis aus 1. Kor 15, das heute die Lesung war. Was zwischen dem Säen mit Tränen und dem Ernten mit Freuden liegt, das wird in diesem Bild nicht genauer beschrieben. Wie sich dieser Prozess vollzieht, was oder wer letztlich dafür sorgt, dass der Same keimt und zur blühenden Pflanze wird, das wird nicht genauer ausgeführt. Es behält wunderhafte Züge. So geschieht Verwandlung.

Ps 126 ist für mich ein Verwandlungspsalme. Er zeugt von einer Hoffnung, die schier unglaublich ist. Er erzählt davon, wie aus Gefangenschaft Erlösung wird, aus Abwendung Zuwendung und dem Säen mit Tränen das Ernten mit Freude. In alle Zeiten hinein kann man mit diesem Psalm sagen: Wir waren, wir sind, wir werden sein wie die Träumenden. Aber nicht Träumende, die die Welt vergessen, sondern wie Träumende, deren Wirklichkeit sich wirklich verwandeln kann. Als Ausdruck einer gleichnisfähigen Erfahrung von der Zugewandtheit Gottes spielt Ps 126 seine Hoffnungsmelodie mitten in jede Dunkelheit hinein. Vielleicht ist diese Melodie wie das Singen eines Kindes, das allein in der Dunkelheit erst zaghaft, dann trotzig und immer lauter zu singen beginnt. Es schmettert der Dunkelheit sein Lied entgegen – und seine Stimme wird immer kräftiger.²¹

¹⁹ Zum ganzen Absatz: *Monika Müller*, Dem Sterben Leben geben. Die Begleitung sterbender und trauernder Menschen als spiritueller Weg. Ergänztes und überarbeitete Neuausgabe, Gütersloh 2018, 162.

²⁰ Ebd., 163.

²¹ 1 Siehe dazu auch: *Heinrich Heine*, Buch der Lieder, Hamburg 1827; *Thorsten Meireis*, Predigt zum 1. Advent 2020 * Lk 1,46-5, https://www.theologie.hu-ber-lin.de/de/gottesdienste/predigt_archiv/predigten/WISE%20202021/predigtmagnificat20_11_29meireis.pdf, 29.11.2020 (22.11.2021).

„Weiße Kleider“ (Offb. 3, 14-22)

WMA Arndt Bialobrzski

27.11.2022 (1. Advent)

Wer letzten Sonntag im Gottesdienst war oder den Predigttext zu Hause gelesen hat, dem ist vielleicht nochmal unsere Endlichkeit bewusst geworden. Doch heute gehen wir einen Schritt weiter und wenden uns dem Leben zu. Denn eine neue Zeit ist angebrochen. Es ist der 1. Advent, etwas Neues hat begonnen.

Doch welche neue Zeit bricht an? Das möchte ich heute entfalten. Ich möchte es *enthüllen*. In einer Zeit der Dauerkrise ist das wirklich nötig. Finanzkrise. Eurokrise. Flüchtlingskrise. Corona-Krise. Ukraine-Krieg. Gas- und Strompreiskrise. Wann hört das jemals auf? Viele Menschen können einfach nicht mehr. Trotz Jubel und Trubel bei der WM oder auf dem Weihnachtsmarkt.

In diese schwierige Situation, in diesen Schatten tritt der heutige Text, um die Situation zu erhellen. Der heutige Reflexionstext ist aus der Offenbarung, auch bekannt als „Apokalypse“, was nichts anderes bedeutet als: „Enthüllung“. Eine Offenlegung dessen, was geheim und verborgen ist, und endlich aufgedeckt und damit offensichtlich wird. Denn man kann sich ja schon bei all den Krisen fragen: Wo ist Gott bei all dem? Hat er sich versteckt? Die Offenbarung gibt die Antwort darauf. Gott ist tatsächlich da. Aber es gibt einen Konflikt, der ihn einschränkt und behindert. Es gibt einen Widerstreit zwischen Gottes Anspruch auf Herrschaft auf der einen Seite und die Realität von destruktiven Kräften auf der anderen Seite. Es handelt sich um einen *zugespitzten* Konflikt, bei dem beide Seiten miteinander *ringen*, und währenddessen die Menschen überwältigende Erfahrungen von *Ohnmacht* machen.²² Wäre dieses dramatische Erleben von Menschen ein Film, dann wäre die Offenbarung der Spoiler dazu. Es wird das Ende verraten: Die Herrschaft des Schreckens verliert seine Wirkung und Wucht.

Diesen Ausblick möchte ich heute geben. Daher spreche ich über das Buch der Offenbarung, insbesondere die Textstelle Kap. 3, V. 14-22. Wo deutlich wird, dass Gott immer präsent ist, aber wir an ihm vorbeileben und uns dann wundern, wenn wir ihn nicht spüren, nicht erleben. Es handelt sich um ein Schreiben an die Gemeinde in Laodizea, eng verwandt mit der Gemeinde im Kolosserbrief.²³ Wenn wir uns vor unserem geistigen Auge vorstellen, wo Laodizea liegt, dann ist es in der heutigen Türkei. Vielleicht kennen Sie die Bosphorus-Brücke, mitten in Istanbul. Wenn sie jetzt gedanklich mit einem senkrechten Strich hinuntergehen,

²² Vgl. *Traugott Holtz*, Die Offenbarung des Johannes. Das Neue Testament Deutsch, Göttingen 2008, 1ff.

²³ Vgl. für die weiteren historischen Ausführungen zu Laodizea: <http://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/51945/> (Zugriff: 24.11.22).

bis kurz vors Meer, da lag damals Laodizea. Zwischen Izmir und Antalya. Eine unerschütterliche Stadt, die von Erdbeben heimgesucht wurde. Wo die Natur bezwungen wurde. Man den Erdbeben trotzte. Voller Resilienz, eine Stadt, die sich nicht unterkriegen ließ. Reich durch eine florierende Wirtschaft. Wenn Sie an Frankfurt denken, die Stadt der Finanztürme, Deutsche Bank und so, EZB – das war Laodizea. Selbst Cicero berichtete, dass man dort auf Reisen wunderbar Geld wechseln könne. Die Stadt hatte auch Medizintourismus, ähnlich wie in Bad Godesberg: Menschen fliegen von fernen Orten ein, um sich medizinisch auf höchstem Niveau behandeln zu lassen. Das Beste in der Medizin lässt man sich etwas kosten. Und es wurde gehandelt, was das Zeug hält. Man stelle sich die Hanse-Städte vor. Hamburg, Bremen, Stralsund. Alles in allem eine formidable Ausgangslage.

Ein Erdbeben erfasste diese Stadt im Jahre 61 nach Christus. Doch die Leute steckte es einfach weg. Weil sie es konnten. Sie schüttelten es einfach ab. So wie Köln nach einem Bombenhagel wiederauferstand, so wie Bonn große Teile der Stadt wieder neuaufbaute, so machte es Laodizea. Ein Vorbild an Widerstandsfähigkeit.

Gott hätte diese Stadt loben können. Die Christengemeinde loben können. „Gut gemacht.“ Es gab nur ein Problem. Gott vermisste diese Gemeinde. Daher suchte sich Gott ein Sprachrohr. Und ließ der Gemeinde Kritik ausrichten, in der Hoffnung einer Neuausrichtung. Ein Johannes auf der Insel Patmos, erlebt eine göttliche Vision, Gott ist ihm nahe, und gibt ihm Nachrichten mit auf den Weg. An verschiedene Gemeinden. Und nur eine davon, nämlich Laodizea, wird durchgehend getadelt. Man könnte sich fragen: Warum bricht Gott hier einen Streit vom Zaun? Schießt er über das Ziel hinaus? Oder ist es vielmehr im Geiste der Liebe gemeint? Im Sinne der Weisheit: Streit ist die Sorge um das Gelingen der Beziehung. Anders gesagt: Was kann das Positive an einem Konflikt sein? Streit – ist die Sorge – um das Gelingen der Beziehung. Und so ist Gott: Er sehnt sich nach seinen Leuten. Sucht die Gemeinschaft. Doch die Gemeinde ist selbstzufrieden und mit sich selbst beschäftigt. Sie kann ja alles. Hat alles. Gott ist nur ein nice-to-have. Schmückendes Beiwerk. Da greift Gott ein und lässt ein paar unbequeme Grüße ausrichten.

Nachzulesen in dem Text der Offenbarung, Kapitel 3, die Verse 14-22 – ich zitiere (Lutherbibel 2017):

*14 Und dem Engel der Gemeinde in Laodizea schreibe: Das sagt, der Amen heißt, der **treue und wahrhaftige Zeuge**, der Anfang der Schöpfung Gottes:*

*15 Ich **kenne** deine Werke, dass du **weder kalt noch warm** bist. Ach, dass du kalt oder warm wärest! 16 Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. 17 Du sprichst: Ich bin **reich** und habe*

mehr als genug und brauche **nichts!**, und weißt nicht, dass du **elend** und **jämmerlich** bist, **arm, blind** und **bloß**.

18 Ich rate dir, dass du **Gold von mir** kaufst, das **im Feuer geläutert** ist, damit du **reich** werdest, und **weiße Kleider**, damit du sie anziehst und die **Schande** deiner **Blöße** nicht offenbar werde, und **Augensalbe**, deine Augen zu **salben**, damit du **sehen** mögest.

19 Welche ich lieb habe, die weise ich zurecht und züchtige ich. So sei nun **eifrig** und **tue Buße!**

20 Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand **meine Stimme** hören wird und die Tür auf tun [wird, A.B.], zu **dem** werde ich **hineingehen** und das **Abendmahl** mit ihm **halten** und er mit mir.

21 Wer überwindet, dem will ich **geben, mit mir auf meinem Thron** zu **sitzen**, wie auch ich überwunden habe und mich gesetzt habe mit meinem **Vater** auf seinen Thron.

22 Wer **Ohren** hat, der **höre**, was der **Geist** den **Gemeinden** sagt!

Worum geht es hier also? Gott zufolge ist die Gemeinde weder Fisch noch Fleisch. Nichts Halbes, nichts Ganzes. Weder heiß, noch kalt. Einfach lau.

Dazu muss man sich vor Augen halten, dass in der Nähe von Laodizea eine Heilquelle war. Wenn das heiße Gebräu aus der Erde herausquoll, war es heiß. Es lief den Hügel hinunter, über Aquädukte, und kam als laue Brühe in der Stadt an. Sie hatten es täglich vor Augen. Eine seichte Brühe. Wer mag schon lauwarmen Tee? Oder kalten Kaffee?

Die Message ist: Es kommt nicht auf Materielles an. Klar, die Stadt feiert sich, dass sie das Erdbeben überwunden hat. Dass die Stadt das finanziell überlebt hat und weiter florieren kann. Die Christengemeinde steht dem in nichts nach. Sie sind satt und selbstgefällig. Sie haben *sich* im Zentrum, und *Gott* spielt nur *am Rande* eine Rolle. Daher die Aufforderung: Wenn sie schon nach echtem Reichtum suchen, nach reinstem Gold streben, dann sollten sie es mehr mit Gott versuchen. Sie sollten eine andere Form von Reichtum anstreben. Der sie innerlich reich macht und ihr Herz erfüllt.

Es kommt auch nicht auf Ansehen oder Komfort in der Gemeinde an. Das Bild ist das weiße Kleid, dass sie bei Christus erhalten können. Ein weißes Kleid. Sauber, gutaussehend, angenehm zu tragen. Ein Kleid, dass den eigenen Körper bedeckt und beschützt. Gewebt aus einer Wolle, die sich von ihrer eigenen Wolle abhebt. Eine schwarze Wolle, für die Laodizea *berühmt* war, und „kolossisch“ genannt wurde, da Kolossä um die Ecke war. Ähnlich wie Champagner aus der Champagne, oder das Kölsch aus Köln. Das ist alles ein nice-to-have. Aber Gott interessiert das nicht.

Gott kommt es auch nicht auf das körperliche Heil in der Gemeinde an, oder auf irgendwelche Höchstleistungen. Das Bild dafür ist die Augensalbe, damit sie besser sehen können. Quellen des Heils zu haben ist schön und gut: Medikamente, Operationen, Physiotherapien, all das ist nützlich und wertvoll. Aber es gibt das Phänomen, dass manche Kranke glücklicher sind als gesunde Menschen. Es gibt den psychologischen Mechanismus, dass der Geist, dass die Einstellung die Wahrnehmung bestimmt. Und Gott uns daran erinnern möchte, dass Medizin schön und gut ist, körperliche Unversehrtheit gerne angestrebt werden kann, aber dass es eben noch mehr bedarf, um glücklich sein. Ein Sich-Kümmern um die Seele vonnöten ist. Eine Spiritual Care *not-wendig* ist.

So sagt Gott: Wer Ohren hat, der höre. *Spitze die Ohren!!* Ich stehe vor Deiner Tür. Der inneren Tür Deines Herzens. Hörst Du mich? Es gibt so viele Dinge, die Dich ablenken. Hörst Du mich, wenn ich Dich rufe?

Gott spricht: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfе an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür aufturn [wird], zu dem werde ich hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“ (V. 20)

Gott sucht die Gemeinschaft mit uns. Gott sehnt sich nach Dir und mir. Lassen wir es zu, dass Gott zu uns spricht. Wie ein Radio, das wir anschalten. Gehen wir in seine Gegenwart. Rufen uns Gott immer wieder neu ins Gedächtnis. Suchen nach seinen Spuren. Sprechen mit ihm. Immer wieder. Jetzt. Heute. Morgen. Übermorgen. Den ganzen Tag. Vor der Arbeit. Während der Arbeit. Nach der Arbeit. In unserer Freizeit. Nach unserer freien Zeit. Gott ist für uns da. Lassen wir es doch einfach zu, und werden ganz neu offen für seine Gegenwart. So soll es sein. Es ist Advent. Halleluja.

Und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

„Wenn du mit deinem Mund bekennt“ (Röm. 10, 9-18)

Prof. Dr. Hermut Löhr

04.12.2022 (2. Advent)

Friede sei mit Euch!

Keine Angst, liebe Schwestern und Brüder, keine Angst, fürchtet euch nicht! Dies ist keine Predigt zum Mitmachen, keine Predigt, während derer ihr euch äußern und aufstehen und agieren müsst. Gewiss, wir stehen alle auch heute Morgen vor Gott – und das ist kein Spaß! –, aber keiner von uns steht da auf der Bühne zur allgemeinen Belustigung oder Beschämung.

Gleichwohl: Ein kleines Gedankenexperiment: „Endlich Leben“ heißt diese Gottesdienstreihe. Wie sprechen wir dieses Stichwort heute Morgen aus, wie betont ihr es jetzt? Endlich – *Leben!* Oder aber: *endlich* leben?

Also: Seid ihr heute Morgen in der Stimmung, euch nach dem wahren Leben, der Fülle des Lebens zu sehnen, in grauen Tagen, in schwierigen Wochen? Oder hängt ihr in diesen Tagen des Advents eher der Frage nach, was es heißt, dass unser Leben begrenzt ist und ein Ende haben wird? Oder fragen wir uns einfach: Wie wollen, wie sollen, wie können wir leben und überleben in dieser Zeit, die gewiss keine gute Zeit ist? Beides ist denkbar, beides ist möglich in diesem Advent, der die Kirchenfarbe lila so trägt wie die Passionszeit vor Ostern. Und beides hat derjenige, der dieses Stichwort gewählt hat, gewiss im Sinn gehabt.

Der Text, der für diesen Sonntag in dieser Predigtreihe vorgesehen ist, ist ein reicher Text, mit vielen Anknüpfungspunkten, mit vielen Assoziationen und Konnotationen. Er stammt aus der Mitte des Neuen Testaments, aus der Mitte unserer evangelischen Identität. Er stammt aus dem Brief an die Römer des Apostels Paulus und er stammt aus einem entscheidenden Kapitel dieses Briefes, aus dem zehnten Kapitel. Hier ist vieles, ich möchte sagen: fast alles, enthalten, was wir von Paulus für unser Glauben und Lieben und Hoffen lernen können. Unsere Lektorin, Juliana Götze, liest uns den Text Römer 10,9-18 vor.

9 Denn wenn du mit deinem Munde bekennt, dass Jesus der Herr ist, und glaubst in deinem Herzen, dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet. 10 Denn wer mit dem Herzen glaubt, wird gerecht; und wer mit dem Munde bekennt, wird selig. 11 Denn die Schrift spricht: »Wer an ihn glaubt, wird nicht zuschanden werden.« 12 Es ist hier kein Unterschied zwischen Juden und Griechen; es ist über alle derselbe Herr, reich für alle, die ihn anrufen. 13 Denn »wer den Namen des Herrn anruft, wird selig werden« 14 Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? 15 Wie sollen sie aber predigen, wenn sie nicht gesandt werden? Wie

denn geschrieben steht: »Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die das Gute verkündigen!«

16 Aber nicht alle waren dem Evangelium gehorsam. Denn Jesaja spricht: »Herr, wer glaubte unserm Predigen?« 17 So kommt der Glaube aus der Predigt[2], das Predigen aber durch das Wort Christi. 18 Ich frage aber: Haben sie es nicht gehört? Doch, es ist ja »in alle Lande ausgegangen ihr Schall und ihr Wort bis an die Enden der Welt«

Worüber also wollen wir nachdenken, liebe Schwestern und Brüder, im Hören auf diesen Text aus der Mitte des Römerbriefes, aus dem Zentrum der paulinischen Theologie, aus der Mitte des Evangeliums und unseres evangelischen Glaubens?

Der Text steht im Zusammenhang von Röm 9-11, in dem es um das erwählte Gottesvolk Israel geht, und so ist dies auch das Thema unseres Textes. Wollen wir uns also beschäftigen mit dieser Idealvorstellung – andere würden sagen: diesem ideologischen Konstrukt, des Gottesvolkes, wie andere Konstrukte auch: die ideale Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, die Wolke der Zeugen? Die Meinungen, ob das Thema des Gottesvolkes Israel überhaupt lohne, überhaupt brennend und relevant sei für uns, gehen auch in den Fächern der akademischen Theologie durchaus auseinander.

Wollen wir nachdenken über das Thema dieser Zeilen wie des ganzen Römerbriefes, das uns gesagt ist schon in Kap. 1 Vers 16 und 17: Dass Juden und Griechen – die Juden zuerst, aber auch die Griechen und Heiden und wir, – dass wir alle von Gott für gerecht erklärt – oder gar gerecht gemacht – werden, nicht durch die Befolgung seines Willens in seinem guten Gesetz, der Torah, sondern durch ihn allein, ohne unser Tun, allein so und dadurch und darin unserer Mitwirkung bedürftig, dass wir dieses gerechte und zugleich überwältigend barmherzige Urteil Gottes im Glauben annehmen? Wollen wir also darüber sprechen, womit unsere Gemeinschaft der Gläubigen, oder der Heiligen, steht und fällt – und es scheint derzeit hier und jetzt ja eher so, dass sie fällt?

Oder wollen wir uns darüber beraten, ob Christus das „Ende“, oder aber das „Ziel“, oder aber gar das „Endziel“ des Gesetzes, der guten Weisung Gottes vom Sinai, ist, wie es der Vers 4 dieses Kapitels etwas unklar formuliert?

All‘ das sind große, wichtige, ja zentrale, elementare Themen unseres Glaubens, unserer Theologie, die hier tatsächlich sehr – wenn auch nicht ganz und gar – paulinisch ist: Während wir Protestanten über das Tun des Guten und seine Bedeutung vor Gott nachdenken, ging es Paulus um die Tora vom Sinai und ihre Befolgung. Ähnliche Themen, aber keineswegs deckungsgleich. Wir haben das nun endlich, Exegese sei Dank!, gelernt.

Wollen wir vielleicht über das Wort Gottes nachdenken, das unserer theologischen Tradition doch auch teuer und wert ist und das in einer Zeit, in der die

Bilder – der berühmte „iconic turn“! – plausibler, überzeugender zu sein scheinen, einmal mehr in die Krise geraten ist? Ja, wer mag noch *hören*, wo er doch *sehen* kann? Wer ist, so möchte ich sagen, ein theologischer Radio-Fan, wo es doch – für meine Generation – das Farbfernsehen gibt, für die jüngeren unter uns die reichen und vielfach guten Möglichkeiten des Internets? Statt einer Wort-Gottes-Theologie vielleicht besser eine Bild-Gottes-Theologie?

Oder wollen wir – auch das steht theologisch wieder auf der Agenda, und dies wieder ausgerechnet in Deutschland! – darüber sprechen, welche Bedeutung unser Altes Testament, der *tenach* Israels, die Bibel der Juden, für unseren Glauben haben kann? Sind wir darüber hinaus, wie viele meinen? Heraus aus dem Morast von Geschichte und Gesetz? Brauchen wir diese seltsame Heilige Schrift des Jesus von Nazareth oder des Paulus von Tarsus noch – wo wir doch den Jesus der Evangelien und den Paulus unserer stolzen protestantischen Tradition haben?

Nein, für heute Morgen nur *zwei* kleine Anmerkungen zu *zwei* großen Themen, heute ist schließlich erst der *zweite* Advent. „Wenn du mit deinem Munde bekennt, und wenn du glaubst in deinem Herzen“ – Glauben und Bekennen also, große Begriffe, auch diese vielleicht zu große Kategorien, zu weite Felder für uns heute Morgen. Aber versuchen wir es, versuchen wir, Paulus in seinem Wichtigsten und Besten zu verstehen.

„Glauben“ also – das leuchtet ein, denn wir Evangelische wissen ja, dass wir durch den Glauben allein – *sola fide* (unsere Theologie-Studierenden müssen – im Unterschied etwa zu den Romanisten! – , jedenfalls bis heute noch, Latein lernen, und daher wissen sie, dass das ein *ablativus instrumentalis*, genauer aber vielleicht ein *modaler* Ablativ ist), dass wir nur durch den Glauben gerechtfertigt sind. Das geht uns noch flüssig noch von den Lippen. Aber: Hilft uns das? Sehen wir damit wirklich weiter und klarer? Was heißt den „Gerechtfertigt sein“ – außerhalb des Theologie-Sprechs und der Kirchen-Blase? Und vor allem: Was heißt Glauben? *Fides, pistis, emunah* – viel ist über diese Begriffe in den heiligen Sprachen der Theologie geschrieben worden, und so wissen wir heute eher als früher, dass die Berufung auf den Glauben kein Alleinstellungsmerkmal der ersten Christus-Gläubigen war. Israel wusste von der *emunah* Abrahams, und ohne sie würden wir nicht über die Gerechtigkeit aus Glauben nachdenken, Die Römer verehrten die *fides* als Göttin, und wir Evangelischen kommen dem, so scheint mir manchmal, fast bedenklich nahe.

Ich glaube – *credo* – , dass Gott Christus von den Toten auferweckt hat. Heißt also Glauben: einen merkwürdigen, einen mythischen, einen fantastischen Satz für wahr zu halten? *Fides quae creditur*, wie die Expertinnen und Experten der Glaubenswissenschaft sagen? Ja, liebe Schwestern und Brüder, auch das. Ich glaube diesen Satz, aber ich weiß nicht recht, ich habe keine unzweifelhaften

Belege, dass er wahr ist. Sowas kommt vor im Leben, auch außerhalb der Kirchenmauern. Wir können, auch mit Wikipedia und *tutti quanti*, nicht alles wissen; manches müssen wir einfach für wahr und richtig und faktisch und gegeben halten. Wir müssen vielfach glauben und für-wahr-halten, sonst fehlt uns die Zeit zum Leben.

Aber der Zweifel bleibt, und die Mutmaßung, dass um die nächste Straßenecke schon die Widerlegung aufgrund besserer Einsichten und Fakten lauert. Also eher die *fides qua creditur*, wie die Expertinnen und Experten der Glaubenswissenschaft sagen? Geht es um Vertrauen – bekanntlich der Anfang von allem in jedweder Beziehung? Geht es darum, dass wir uns auf Gott und seinen Beistand verlassen in unserem Leben? Dass wir die Wette Pascals annehmen? Oder müssen wir, frei nach Paulus, sagen: ‚Hoffen wir auf Christus, so sind wir die elendsten unter allen Menschen?‘ Ok, Paulus formuliert etwas anders: ‚Hoffen wir *allein in diesem Leben* auf Christus, so sind wir die elendsten unter allen Menschen.‘

Der Satz lässt mich nicht los, seit ich ihn kenne. Denn er rückt den Glauben an – oder sollen wir schon sagen: das Vertrauen auf? – die Auferstehung Christi in das Zentrum unseres Nachdenkens. Dass Jesus nicht im Tod blieb, das ist für Paulus nicht bloß metaphorischer Ausdruck der bleibenden Bedeutsamkeit des Nazareners. Es ist für ihn eine Aussage über Tatsachen, nicht über Deutungen und Bedeutsamkeiten. Ich weiß: Eigentlich können wir das nicht für wahr halten, wir können es nicht glauben. Das wusste Paulus auch. Und zugleich beharrte er darauf: Zum einen, weil er, so teilt er uns mit, dem auferstandenen oder erhöhten oder himmlischen Jesus persönlich begegnet ist. Das ist eine Gnade, die wohl nur wenigen zu Teil wird. Zum anderen beharrt er aber auf dieser Glaubensaussage, weil sie mehr ist, als ein epistemisch schwankender Satz: Es ist, so konjugiert er mehrfach durch, die Grundlage einer menschlichen Existenz, die über das mehr oder weniger gnädige Ende hinauszublicken wagt.

Ja, wenn wir reich und beschenkt und lebenssatt sterben könnten, ginge uns diese Hoffnung – und dieses Vertrauen – gewiss wenig an. Aber was, wenn unser Reichtum und unsere Fülle und die Erfüllung unseres Lebens bedroht sind, ja, wenn sie zu einer aufgrund der persönlichen Umstände oder der allgemeinen Lage ganz unrealistischen Erwartung werden? Etwas anders gewendet: Wie wollen wir denn ernsthaft das Leben preisen, wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist?

Hoffen über den Tod hinaus – das ist also vielleicht nachvollziehbar. Darauf zu *vertrauen*, daran zu glauben, das ist verrückt, und das war es auch viele, wohl die meisten zur Zeit des Paulus. Unser Text verbindet diese verrückte Hoffnung mit einer Sachaussage, die wir hören und verstehen, die wir vielleicht annehmen, aber niemals unzweifelhaft bewiesen sehen werden: dass der Gesalbte Israels

als Erster dem Tode entronnen ist, nicht zu einem ewigen Leben hier auf Erden, sondern zu getrösteter und end-gültiger Aufnahme in die Arme Gottes. Das ist unser Glaube, der uns am, ja *im* Herzen liegt, weil er, wenn wir ihn denn haben dürfen, einen anderen Blick auf das Leben mit seinen fast himmlischen Freuden und seinen fast höllischen Schrecken eröffnet. Könnten wir darauf vertrauen, dass Christus auferweckt ist und wir künftig mit ihm, so würde unser Leben wohl nicht gleich bedeutungs- und wertlos, aber doch leicht und spielerisch, wie das der Vögel unter dem Himmel. Darauf zu hoffen, danach zu sehnen, darauf zu setzen will mir so verrückt nicht erscheinen.

Und nun zum „Bekennen“. Ja, wir kennen und bekennen unseren christlichen Glauben, mit alten und mit neueren Worten – warum eigentlich nicht einmal mit ganz neuen? – wir kennen und bekennen unseren christlichen Glauben in fast jedem Gottesdienst. Viele von uns schließen dazu die Augen, so, als sei ein Bekenntnis ein Gebet. Sollten wir nicht mit erhobenem Haupt und mit offenen Augen, einander ansehend, die alten Worte sprechen? Ist uns dieser Gestus des öffentlichen Bekennens fremd, vielleicht sogar peinlich? Sprechen wir lieber, so zur geistlichen Sicherheit, so, wie der Zöllner im Tempel? Gott sei mir gnädig, wenn ich diese Worte spreche, denn glauben, für wahr halten, darauf vertrauen, kann ich nicht? Ich meine: Demut auch im Bekennen kann durchaus eine geistliche Tugend sein.

Ein spannendes Thema: Was heißt bekennen heute? Die volksskirchliche Situation, deren Ende wir seit Jahren in unseren Breiten erleben, wird diese Frage, davon bin ich überzeugt, uns neu stellen – und von Theologie und Kirche werden dazu kluge Antworten erforderlich sein. Bisher wissen wir es eher aus anderen Ländern und Welten, dass das christliche Bekenntnis bisweilen einen hohen Preis fordert – es gibt auch christliche Märtyrer im 20. und 21. Jahrhundert. Denken wir an sie, beten wir für sie! Und sie seien uns auch bitte nicht die peinliche Verwandtschaft in einer offenen Gesellschaft, sie seien uns ein Stolz und eine Verpflichtung.

Das Bekenntnis, das Paulus formuliert, ist sehr kurz und einfach: „Herr ist Jesus Christus“. An anderer Stelle wiederholt er das, und dort macht er deutlich, dass, in seiner Hoffnung und in seinem Vertrauen, unser Weg, und der Weg der ganzen Welt, darauf zuläuft, dass nicht nur wir, nein, dass der ganze ungetaufte Kosmos dieses Bekenntnis spricht.

„Herr ist Jesus Christus“ – das ist schnell gesagt, so schnell vielleicht, dass man mahnen mag: ‚Es werden nicht alle, die sagen: Herr, Herr!, in das Himmelreich kommen‘. Bekennen heißt nicht: Nominalsätze mit Ausrufezeichen formulieren. Das braucht kein Mensch. Bekenntnis ist ein Lebenszeugnis. Oder umgekehrt: Unser Leben ist, so oder so, ein Bekenntnis. Wer Du warst, das werden nicht Deine Worte bezeugen, sondern Dein Weg durchs Leben, Dein Tun und Lassen.

Unser Leben zeugt von uns, unser Leben ist unser Zeugnis, unser *martyrion*, so lang es währt und so lebenssatt es schließlich gewesen sein mag.

„Herr ist Jesus Christus“. Nicht etwa: „Jesus Christus ist Gott, ist göttlicher Natur, ist Gott von Art“. Ich weiß, auch solche Bekenntnisse gab und gibt es, und sie mögen ihren guten Sinn haben.

Ja, und wahrscheinlich steckt in der paulinischen Rede vom „Herrn“ auch die Erinnerung daran, dass „Herr“ der am brennenden Dornbusch enthüllte Name des unbekanntes Gottes ist: „Ich werde sein, der ich sein werde. Ich werde mit Dir sein. Ich bleibe nicht hier stecken, in diesem Baum und Busch, an diesem heiligen Ort. Ich bin kein Idol, ich bin keine bloß lokale Größe. Ich bin ein Gott, der mitgeht“.

Aber das Bekenntnis zu Jesus Christus als unserem Herrn hat, bei Paulus und vielfach in der Geschichte des christlichen Bekenntnisses, und so auch etwa im Barmer Bekenntnis, zuerst und vor allem die Frage beantwortet, wer denn wahrhaft der Herr, die bestimmende Macht, die maßgebliche Autorität oder auch das selbstgesetzte Ziel meines Weges ist. Frei nach Luther können wir formulieren: ‚Woran du nun dein Herz hängst und worauf du dich verlässt, das ist eigentlich dein Herr.‘

Keine Angst, liebe Schwestern und Brüder, dies ist keine Moralpredigt. Und darum müssen wir heute morgen auch nicht weiter entfalten, welchen falschen Herren – oder auch Herrinnen – wir so auf unserem Weg anhängen. Das wissen wir doch alle im Grunde auch, und der lila Advent ist gewiss nicht die schlechteste Zeit, dass wir uns unsere Herren und Herrinnen und Götter und Göttinnen einmal wieder vor Augen führen und sehr kritisch betrachten.

Wir würden dann auch noch besser verstehen, dass das Bekenntnis zum Herrn Jesus Christus eben kein bloßes Lippenbekenntnis ist, dass wir mit niedergeschlagenen Augen beten oder murmeln. Sondern eine Aussage, manchmal überzeugt, manchmal zögerlich, über ein Vorbild, das wir uns setzen und dem wir, wenn es gut geht, auch in unserem Denken, Fühlen und Handeln folgen: In unserem Mitgefühl nicht nur für die Nächsten und Vertrauten, sondern auch die Fernen und Fremden. In unserer kreativen Kraft der Imagination und Utopie, die den Himmel auf Erden für möglich hält. In unserer Zuwendung zu gesellschaftlichen Außenseitern. In unserer Hilfe für die, die sich selber kaum helfen können, aus welchen Gründen auch immer. *Caritas* braucht keine Gründe! In unserem Gewaltverzicht. In unserer festen Erwartung, dass Gott die Gewalttäter vom Thron stößt, dass er in den Schwachen mächtig ist. In unserer Hoffnung, die über den Tag und die Nacht hinausblickt.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird Eure Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus! Amen

„Erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes“

(Lk. 1, 67-80)

WMA Daniel Rossa

11.12.2022 (3. Advent)

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

[1.] diejenigen unter Ihnen und euch, die mich und mein theologisches Programm schon ein wenig kennen, die wissen, dass mich an der Geschichte um Zacharias, den Onkel Jesu und Vater von Johannes, um den es heute im Predigttext geht, vor allem der Teil interessiert, wo es ihm die Sprache verschlägt: Die gesamte Schwangerschaft seiner Frau Elisabeth über, kann Zacharias nicht mitreden.

Da geht es ihm nicht anders als allen Männern, könnten Sie jetzt sagen. – Nur bei Zacharias ist das wörtlich zu verstehen: Weil er der Verheißung an ihn und seine Frau, sie würden im hohen Alter noch ein Kind bekommen, keinen Glauben geschenkt hat und zur Verifikation ein Zeichen fordert, wird Zacharias von Gott bzw. seinem Boten zum Schweigen gebracht.

[2.] Einer ganz ähnlichen Machtdemonstration durch Gott sieht sich der Christenverfolger Saulus vor Damaskus ausgesetzt (vgl. Apg 9,1-19): Den vor Hass blinden, engstirnigen Saulus schlägt Gott mit Blindheit – und gibt ihn dann in die Hände derjenigen, die er verfolgte. Der blinde, hilfsbedürftige Saulus wird von dem Christen Hanaias aufgenommen und gepflegt. Aufgrund seiner Blindheit kann er sich der Auseinandersetzung mit der Haltung der Christen nicht mehr widersetzen – er kann sie nicht fliehen, er kann sie nicht zur Strecke bringen. Er ist gezwungen, sich mit ihnen ernsthaft, ausführlich auseinanderzusetzen. Diese erzwungene, auferlegte Muße, die ‚lange Weile‘, die er bei den Christen verbringt, verändert und verwandelt auch Saulus – er nennt sich als Christ dann Paulus („der Geringe“).

[3.] Ganz ähnlich wie der hilfsbedürftige Paulus, ist auch Zacharias zum Zuhören verdammt. Auf den Engel des Herrn wollte er nicht hören, nun soll er fühlen, was es heißt, neun Monate bloß zuhören zu können. – Neun Monate. Dagegen ist die Adventszeit mit ihren heute vier Wochen oder die 24 Tage im Dezember bis Weihnachten eine kurze Wartezeit.

Zeiten, in denen wir zum Warten verdonnert sind, mögen die wenigsten von uns: die Langeweile aus Kindheitstagen, die Tristesse während der Corona-Lock-

downs, der Stau im alltäglichen Berufsverkehr oder beim Zugausfall. Nervtörende Wartezeiten. Zwischenzeiten, in denen man meint, die Zeit totschiessen zu müssen. – Doch es sind gerade diese Pausen, die mich als Leerstellen, als Unterbrechungen und Phasen der Stille, theologisch faszinieren. Denn in der Stille kann dem, der zur Ruhe kommt und schweigt, etwas einfallen – ins Denken, ins Leben. In der langen Weile, der freien Zeit, im Warten auf Erwartetes können Erwartungen übertroffen werden, wo sich Unerwartetes zeigt.

[4.] Bevor wir gleich den Predigttext hören, möchte ich Sie und euch einladen, ‚den Zacharias zu machen‘, und für sich selbst nun eine kleine Weile des Schweigens einzulegen. Dazu teilt Ihnen nun unser*e Küster*in, Tristan Genoske, das Gedicht Schweigen von Eugen Gomringer²⁴ aus, das Sie gleich als Reflexionsanstoß dafür nehmen können, die Phase der Stille, ihr eigenes Schweigen und all das wahrzunehmen, was sich an Sinneseindrücken und Hintergrundgeräuschen, aber auch an Gedanken, Ideen oder Vorstellungen einstellt, während Sie schweigen. Sie können frei entscheiden, ob Sie die Augen schließen wollen, während Sie schweigen, oder ob Sie ihren Blick auf Gomringers Gedicht, vielleicht auf den Ouroboros auf der Kanzel oder die leere Decke der Schlosskirche fokussieren oder ob Sie ganz bewusst mit einem Blick gleichbleibender Aufmerksamkeit offen für alles um sich her werden wollen. Achten Sie auch gern einmal darauf, ob Sie im Schweigen ganz für sich sind oder ob Sie den Eindruck haben, dass im Schweigen zwischen uns Gemeinschaft entsteht, ob im Schweigen die Stille selbst Raum greift und gegenwärtig wird – und ob die Gedanken in ihrem Kopf kreisen oder auf Wanderschaft gehen, welche Erinnerungen in Ihnen aufsteigen oder welche Zukunftspläne Sie fassen. Denn das Gegenwärtigsein, das uns im Schweigen widerfährt, ist offen für Vergangenes und Zukünftiges. Vielleicht wird Ihnen die Stille ja auch zur Gebetsstille und Sie beginnen ein Zwiegespräch mit Gott. Ich werde unsere Achtsamkeitsübung mit einem Schlag auf diese Klangschale einläuten und ebenso ihr Ende ankündigen, nach dem wir dann auf den etwas erweiterten Predigttext hören werden.

[5.] Lk 1 57 [...F]ür Elisabeth kam die Zeit, dass sie gebären sollte; und sie gebar einen Sohn. 58 Und ihre Nachbarn und Verwandten hörten, dass der Herr große Barmherzigkeit an ihr getan hatte, und freuten sich mit ihr. 59 Und es begab sich am achten Tag, da kamen sie, das Kindlein zu beschneiden, und wollten es nach seinem Vater Zacharias nennen. 60 Aber seine Mutter antwortete und sprach: Nein, sondern er soll Johannes heißen. 61 Und sie sprachen zu ihr: Ist doch niemand in deiner Verwandtschaft, der so heißt. 62 Und sie winkten seinem Vater,

²⁴ Aufgrund der Urheberrechtslage ist unklar, ob das Gedicht hier abgedruckt werden kann, deshalb sei auf folgenden Link hingewiesen, unter dem das Gedicht derzeit digital einsehbar ist: Eugen Gomringer, schweigen, in: Lyrik-Line, <https://www.lyrikline.org/de/gedichte/schweigen-10152> (10.12.2022).

wie er ihn nennen lassen wollte. 63 Und er forderte eine kleine Tafel und schrieb: Er heißt Johannes. Und sie wunderten sich alle. 64 Und sogleich wurde sein Mund und seine Zunge aufgetan, und er redete und lobte Gott. [...] 67 Und sein Vater Zacharias wurde vom Heiligen Geist erfüllt, weissagte und sprach: 68 Gelobt sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk 69 und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils im Hause seines Dieners David – 70 wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten –, 71 dass er uns errettete von unsern Feinden und aus der Hand aller, die uns hassen, 72 und Barmherzigkeit erzeugte unsern Vätern und gedächte an seinen heiligen Bund, 73 an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham, uns zu geben, 74 dass wir, erlöst aus der Hand der Feinde, ihm dienen ohne Furcht 75 unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinen Augen. 76 Und du, Kindlein, wirst Prophet des Höchsten heißen. Denn du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest 77 und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, 78 durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, 79 auf dass es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens. 80 Und das Kindlein wuchs und wurde stark im Geist. Und er war in der Wüste bis zu dem Tag, an dem er vor das Volk Israel treten sollte.

Liebe Gemeinde,

[6.] unser Predigttext zeigt zunächst einmal: In Zacharias hat sich im Zusammenhang seines neunmonatigen Schweigens anscheinend ein überschäumendes Mitteilungsbedürfnis angestaut: Neben den von Lukas Maria und Simeon in den Mund gelegten Texten, nennt man auch diesen wortgewaltigen Redeschwall des Zacharias deshalb traditionell einen Lobgesang. Womit er neun Monate schwanger gehen musste, bricht aus ihm heraus, nachdem er – wie früher vom Engel angekündigt – „Johannes“ als den Namen seines Sohnes festgelegt hat.

[7.] Was preist Zacharias in seiner Rede? An der Oberfläche ist es natürlich die Geburt seines Kindes. Doch in der Tiefenschicht geht es hier nicht allein um diesen biographischen Glücksfall. Was er preist, ist, dass mit dem Ereignis der Geburt seines Kindes die göttliche Heilsgeschichte auf unerwartete – nämlich unerwartet persönliche – Weise in sein eigenes Leben hineinragt und dieses verwandelt. Mit Psalm 8 ließe sich dieser Eindruck poetisch beschreiben mit dem Satz: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du [dir] eine Macht zu gerichtet“ (Ps 8,3).

Nimmt man die Person des Zacharias als einen bestimmten Menschenschlag von heute, dann fielen mir dazu zwei Typen ein: Einmal insbesondere die beiden Generationen über meiner Generation, in denen es noch zahlreiche Menschen gibt, in denen Lebenserfahrung und Gott-vertrauen einander begegnen und die sich flüssig in der Sprache des Glaubens bewegen und den Mut haben, das, was ihnen

im Leben wiederfährt – je nachdem was es war –, mit einiger Bedenkzeit und im Rückblick als gottgewollte Fügung zu verstehen.

Selbst bei denjenigen, wo die Weitergabe der religiösen Tradition erkaltet ist, können es solche Ereignisse, wie die Geburt eines Kindes sein, bei der sie sich zaghaft trauen, vom Segen Gottes zu sprechen oder auf diesen zu hoffen – jedenfalls, wenn sie der eher häusliche Typ sind, bei dem der Traum vom Familienglück Teil ihres Lebensplans ist.

Beide Menschentypen scheinen für mich in Zacharias auf, der in Johannes als einem Menschen seines unmittelbaren Umfeldes ein Zeichen Gottes zu sehen vermag. – Und die biblische Erzählung wird Zacharias recht geben: Johannes wird zum Vorläufer Jesu, zu demjenigen, der Jesus tauft, dessen Bewegung sich Jesus – so jedenfalls die Vermutung mancher Exegeten – zunächst selbst anschloss, bevor er als Haupt einer eigenen Bewegung in Erscheinung trat. Ich finde, es ist eine Stärke, diesen Mut des Zacharias aufzubringen und guter Hoffnung zu bleiben, dass in den alltäglichen Lebensereignissen Gott immer auch zur Welt kommen könnte.

[8.] Und dann ist da noch Johannes. Dem nicht der Name seines Vaters, Zacharias – oder nach dem Hebräischen: Sacharja –, gegeben werden soll. Schon mit seinem Vornamen schlägt er aus der Art „Ist doch niemand in [s]einer Verwandtschaft, der so heißt“: Johannes. Er scheint so eine ganz andere Gestalt, ein ganz anderer Typ zu sein als Zacharias, sein Vater, der es im Vertrauen auf Gott aushält, neun Monate abzuwarten, ohne den Mund aufmacht. Denn Johannes ist – anders als seine Eltern – nicht voll freudiger Erwartung, aber stark im Geist. Bevor Gott zur Welt kommt, wird Johannes bereits aktiv. Er kann nicht abwarten. Vielleicht aber auch deshalb, weil er nichts mehr erwartet, erwartungslos ist. Das radikalisiert Johannes, macht ihn zum Aktivist, dessen Geschichte vor der Jesu und abrupt endet: Auch er wird hingerichtet – aus machtpolitischen Interessen, so wird das meistens gelesen. Weil er einen Missbrauchsskandal im Herrscherhaus aufdeckt, so könnte man es 2022 auch deuten.

Johannes prangert an, was in der Welt schief läuft, um gegen die so sichtbar gemachte Finsternis dazu aufzurufen, dass es anders laufen müsste, damit nicht die Apokalypse über uns hereinbricht. – In seinem Aktionismus schwingt noch eine Hoffnung gegen alle Hoffnungslosigkeit mit, die er vielleicht mit der Muttermilch, dem Gott- und Urvertrauen seines Elternhauses, aufgesogen hat. Die Sehnsucht, dass es anders werden kann, so Gott will, so *jetzt* was passiert. Johannes fordert ein Umdenken, Einsicht, eine Neuausrichtung – „richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“. Nur dann wird sich etwas ändern, nur dann bräche die Herrschaft Gottes an, die zugleich Heilung der Welt und Gericht über all diejenigen ist, die Verderben über alle gebracht haben.

Ich vermute, dass Johannes die kleinen Zeichen Gottes im Privatleben, auf die Zacharias achtgibt, nicht genügt haben dürften. Der Kirchenbeamte Zacharias wäre Johannes vermutlich zu lau gewesen. Johannes geht einen radikalen, einen prophetischen Weg: Er übt Kritik am Status quo. Er übt Kritik am „großen Ganzen“ – Gesellschaftskritik. Er protestiert laut und mit Zeichenhandlungen, die auffallen: Er trägt Kamelhaarmantel, zieht in die Wüste, isst Heuschrecken. In all seiner Archaik ist dieser Rufer in der Wüste, der laut ist, weil es *um Zukunft* geht, und der Aufmerksamkeit durch prophetische Zeichenhandlungen einfordert, erschreckend aktuell: Hätte es in seinem Lebensraum schon Tomaten und Kartoffeln gegeben, würde ich nicht ausschließen wollen, dass er den Palast von Herodes mit Tomatensuppe oder Kartoffelpüree beworfen hätte. Denn Johannes, der Sohn des Mannes, den Lukas (in westlicher Anordnung) nach dem vorletzten Propheten, Sacharja, der griechischen Ausgabe der hebräischen Bibel, benannt hat,²⁵ gilt als letzter Prophet des Alten Bundes – er gehört zur „letzten Generation“. Seine zornigen Reden hält er nicht aus Bosheit oder Hass, sondern aus Angst und Verzweiflung davor, dass es böse ausgehen könnte.

[9.] Wir wissen nicht, ob Zacharias noch mitbekommen hat, wie Johannes gewirkt hat. Wir wissen nicht, wie er zu den Umtrieben seines Sohnes gestanden hätte. Ob er sie als zu radikal abgelehnt hätte, ob er – der Schweiger und Geduldige – im Zuhören seine abwartende Haltung vielleicht sogar geändert haben könnte und zum Parteigänger des Johannes wurde. Was wir ahnen, ist, dass es zwei sehr unterschiedliche Typen gewesen sein könnten – der Nachdenkliche und der Aktivist – und dass sie es vielleicht nicht immer leicht miteinander gehabt haben könnten, dass es ihnen nicht leichtgefallen sein könnte, einander zu verstehen, sich miteinander zu verständigen. Vielleicht hatten sie sich nichts mehr zu sagen.

[10.] Und Jesus? Er scheint von beiden Verwandten etwas „in die Wiege gelegt“ bekommen zu haben: Auch er wurde vom Zorn gepackt, wo es Menschen nur ums Geld ging. Er konnte die Peitsche und apokalyptische Reden schwingen. Gleichursprünglich war ihm aber anscheinend das Gottvertrauen, in den kleinen Zeichen die bereits angebrochene, verwandelnde Wirklichkeit Gottes zu erbli-

²⁵ Kompositorisch ist der Name Zacharias = Sacharja von Lukas insofern geschickt gewählt, als dass im Zwölfprophetenbuch (XII) Sacharja das vorletzte dieser Bücher ist und vor dem letzten Buch, Maleachi (übersetzt „Mein Bote“), steht, das zum Inhalt die später auf Jesus als Christus/Messias gedeutete Verheißung des endzeitlichen Tages JHWHs hat, den seinerseits Johannes als letzter Prophet/Bote vor Christis verkündigt. In der westlichen Anordnung der Bücher – das ist allerdings ein anachronistisches Argument – bilden Sacharja und Maleachi zugleich die letzten Bücher der Hebräischen Bibel, sodass Zacharias und Johannes in dieser Ordnung als vorletzter und letzter Repräsentant des alten Bundes gelten können, da in dieser Lesart mit dem Evangelium Jesu Christi der neue Bund anhebt.

cken und darin Mut und Erwartung nicht sinken zu lassen: Das macht den Unterschied dazwischen aus, nichts zu erwarten oder mit dem Unerwarteten zu rechnen. Findet sich im Zentrum von Gomerings Gedicht nichts – oder ein Aufbruch mit anderen Mitteln, das Öffnen für eine verwandelnde Wirklichkeitssicht.

[11.] Onkel Zacharias und Cousin Johannes, diese zwei sehr unterschiedlichen Typen – der lukanischen Erzähllogik zufolge waren sie nicht zur Geburt Jesu im Stall. Aber ich stelle mir vor, dass sie sich vielleicht einmal im Jahr an Jesu Geburtstag gesehen haben könnten, wenn sie ihren Neffen und Cousin besucht haben und dabei dann auch miteinander vielleicht das ein oder andere Wort gewechselt haben.

Auch bei uns ist es nicht ausgeschlossen, dass „alle Jahre wieder“ Onkel Zacharias und Cousine Johanna an Heiligabend aufeinandertreffen, zwei Typen, die sich im alltäglichen Leben vielleicht nicht mehr viel zu sagen haben. Am Christfest fliegen und radeln sie ein. Jesus bringt sie zusammen. Aus Gewohnheit und vielleicht aus Rücksicht auf Partner*innen und das andere Elternteil sitzen sie am selben Tisch. Vielleicht hören sie einander zu, schweigen, weil der oder die Andere was zu sagen hat, anderes zu sagen hat oder es anders sagt. Vielleicht sind es die Elisabeths und Mariusse, von denen heute nicht die Rede war, die sie zusammenbringen und denen zu Liebe, Zacharias und Johanna all diese Worte behalten und in ihrem Herzen bewegen – auf dass Friede auf Erden werde. Amen.

Und der Friede Gottes, der weiter reicht als all unser Verstehen, bewahre uns Herz und Sinn in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.

„Sorgt euch um nichts“ (Phil. 4, 4-7)

WMA Dr. Aneke Dornbusch

18.12.2022 (4. Advent)

Ich lese den Predigttext für den heutigen Sonntag aus dem vierten Kapitel des Philipperbriefs:

Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch! Eure Güte lasst kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe! Sorgt euch um nichts, sondern in allen Dingen lasst eure Bitten in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kundwerden! Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus.

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen! Amen

[I.]

„Freut euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch. [...] Sorgt euch um nichts“. Es sind klare und einfache Worte, die der Apostel Paulus hier wählt. Doch sie irritieren auch und sorgen bei mir für Widerspruch. Dieser im Imperativ formulierte Appell: Freut euch! Diese Aufforderung will in dieser Adventszeit nicht so recht bei mir ankommen.

Eine Ausgabe der Talkshow von Markus Lanz vor einigen Wochen kommt mir in den Sinn. In der Talkrunde sitzt Carla Rochel, ein Mitglied der Klimaaktivismus-Gruppe „Letzte Generation“.²⁶ Sie hat in diesem Jahr schon mehrere Nächte im Gefängnis verbracht, da sie sich regelmäßig auf Straßen festklebt, weil sie stärkere Klimaschutzmaßnahmen fordert. Im Laufe des Gesprächs wird der Moderator Lanz immer irritierter. Schließlich kann er sich nicht mehr zurückhalten: „Was ist das für ein Menschenbild? Sie sitzen hier mit 20, sie müssten optimistisch sein. Sie müssten Zutrauen haben in die Fähigkeiten von Menschen. Sie müssten Zutrauen haben in die Fähigkeit zur Anpassung.“ Carla Rochel bleibt ruhig: „Wir können uns nicht an ein so schnell veränderndes Klima anpassen. Was die Wissenschaftler sagen, ist, dass wir gerade [irgendwo] zwischen 2,5 und vier Grad sind. Auf dem Weg sind wir. Vier Grad werden wir nicht mehr erleben, weil die Welt in Bürgerkriegen versinkt.“

Freut euch – was für eine Zumutung in einer Zeit, in der die Welt auf den Abgrund zuzusteuern scheint. Freut euch – in einem Jahr, in dem das erste Mal seit Jahr-

²⁶ Markus Lanz (ZDF) vom 9.11.2022.

zehnten wieder Krieg herrscht in Europa. Sorgt euch um nichts – in einem Winter, in dem viele Menschen frieren, in dem wir von Blackouts reden und Atomwaffen.

Wie kann uns der Apostel in so einer Zeit befehlen, uns zu freuen? Ist Paulus ein zynischer alter weißer Mann geworden, der so wie Markus Lanz vor der Realität die Augen verschließt?

[II.]

Paulus war wohl weder besonders alt, noch besonders weiß. Er kannte das Leben in all seinen Facetten. Als umherreisender Missionar wusste er, was Entbehrung bedeutet. Den Brief an die Gemeinde in Philippi verfasste er, während er selbst in Gefangenschaft war. Woher nahm er in dieser Situation die Kraft, den Gemeindegliedern zu schreiben, „Freut euch“?

Wir finden die Antwort im Brief selbst. Paulus ruft seinen Leserinnen und Lesern zu: „Der Herr ist nah.“ Vielleicht ist dieser Satz eine griechische Form des aramäischen Ausrufs Maranatha.²⁷ Dieses Wort riefen sich die ersten Christinnen und Christen zu: Maranatha – der Herr ist nah. Sie drückten damit ihre Gewissheit aus, dass der Christus bald auf die Erde zurückkehren und das Ende der Zeiten einläuten würde. So hatte Jesus es schließlich selbst angekündigt und so predigt es auch Paulus zu Beginn seiner missionarischen Tätigkeit. An die Thessalonicher schreibt er:

„Der Herr selbst wird vom Himmel herabsteigen – wenn der Befehl ergeht, die Stimme des Erzengels erklingt und die Trompete Gottes ertönt. Dann werden zuerst die Toten auferweckt, die zu Christus gehören. Und danach werden wir, die dann noch am Leben sind, zusammen mit ihnen weggeführt. Wir werden auf Wolken in die Höhe emporgetragen, um dem Herrn zu begegnen.“ (1 Thess 6,16f.)²⁸

Welch eine freundvolle Aussicht. Die Trompete erschallt und wir alle schweben gemeinsam mit unseren Liebsten, die bereits verstorben sind, in den Himmel empor und begegnen dort Gott selbst. Gott wischt unsere Tränen ab und Trauer und Tod wird nicht mehr sein. Ja, mit dieser Erwartung zu leben, mit der Gewissheit, dass all dies bald passieren wird – vielleicht noch heute, morgen, nächstes Jahr – das weckt unbändige Freude.

²⁷ Vgl. *Angela Standhartinger*, *Der Philipperbrief* (Handbuch zum Neuen Testament 11,1), Tübingen 2021, 274.

²⁸ Übersetzung: Basisbibel.

[III.]

Doch, wie man so schön sagt, es kam alles ganz anders als gedacht. Der Herr ließ auf sich warten. Paulus selbst musste im Laufe seines Lebens seine eigene Position korrigieren. Die ersten Christen starben, ohne, dass ihr Messias wiedergekommen war, und schließlich starb auch Paulus selbst, vermutlich umgebracht als Märtyrer in einer der ersten Christenverfolgungen.

Die Hoffnung, dass Christus wiederkommt, zog sich wie ein roter Faden durch die Kirchengeschichte. Immer wieder wurde ausgerechnet, dass das Ende der Zeit, der Tag X, kurz bevorstehe. So mancher Prediger hat diese Aussicht als Drohung genutzt, um seine Schäfchen unter Druck zu setzen. Andere kurbelten damit die Umsätze ihrer Bücher an. Laut Karl Barth hielt der Theologe Johann Christoph Blumhardt viele Jahre eine Kutsche mit allem Zubehör bereit, „um gegebenenfalls sofort die Reise ins heilige Land, dem wiederkommenden Christus entgegen, anzutreten.“²⁹

Aber – die Wiederkunft Christi ist bis heute ausgeblieben. Und wer glaubt heute schon wirklich noch daran, dass man sie zu seinen oder ihren Lebzeiten noch erleben wird? Ganz im Gegenteil: Wer heute noch die nahende Rückkehr des Heilands verkündet, über den oder die wird eher der Kopf geschüttelt.

Statt die Welt auf die Rückkehr Christi vorzubereiten, haben wir es geschafft, diese Welt aus eigener Kraft an den Abgrund zu führen. Heute sprechen nicht mehr die Theologinnen vom Ende der Welt, sondern die Klimawissenschaftlerinnen, die Politologinnen oder Nato-Generalsekretäre.

Vielleicht, so drängt sich mir der Gedanke auf, vielleicht will Christus ja gar nicht mehr zurückkommen in unsere Welt? In die Welt, der wir Menschen schon viel zu oft unverzeihliche Dinge angetan haben. In die Welt, in der wir Kriege führen, die Umwelt zerstören, in der wir Hass predigen und Völker in den Tod geschickt haben?

[IV.]

Einer, der die Welt am Abgrund gut kannte, war der evangelische Theologe Jochen Klepper. Am 18. Dezember 1937 schrieb er ein Gedicht, das ein Jahr später unter dem Titel „Weihnachtslied“ veröffentlicht wurde.³⁰ Klepper war damals als freischaffender Schriftsteller tätig. Wegen seiner SPD-Mitgliedschaft und weil er

²⁹ Karl Barth, *Die Protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Geschichte und ihre Vorgeschichte*, Zürich 1994, 593.

³⁰ Vgl. *Jochen Klepper, Unter dem Schatten deiner Flügel*. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942, Stuttgart 1956, 531. Das „Weihnachtslied“ ist abgedruckt in: *Ders., Kyrie. Geistliche Lieder*, Bielefeld ²⁰1998, 26–28.

eine Jüdin geheiratet hatte, wurden ihm im nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten mehrere Anstellungen gekündigt, so dass ihm keine andere Möglichkeit mehr blieb, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Zunehmend litt die Familie unter dem staatlich verordneten Antisemitismus.

In seinem Weihnachtslied beschreibt Klepper die ihm gegenwärtige Welt mit dem Bild der Nacht. Die Erde liegt im Dunkeln. Das Leid und die Sünde der Menschen lasten schwer auf ihr. In dieser ewigen Nacht hört man vereinzelt Weinen, die Schuldigen verhüllen ihr Haupt. Doch diese Nacht, so schreibt Klepper, ist an ihr Ende gekommen. Schon geht am Horizont der Morgenstern auf. Die Rettung naht. Es ist Gott, der sich dort ankündigt. Doch – und das ist das besondere an Kleppers Gedicht – Gott führt die Welt nicht in den helllichten Tag. Er überwindet die Nacht nicht, die durch die Menschen hervorgebracht wurde. Stattdessen entscheidet sich Gott, in die Nacht der Menschen einzuziehen. Gott will im Dunkeln wohnen, er nimmt seine Wohnung mitten zwischen dem Leid der Menschen. Und auf diese Weise verändert er das Dunkel selbst. Die Nacht bekommt eine neue Qualität. Zwar ist sie immer noch dunkel, doch das Dunkel ist nicht mehr absolut. Klepper dichtet: „Noch manche Nacht wird fallen auf Menschenleid und -schuld. Doch wandert nun mit allen der Stern der Gotteshuld. Beglänzt von seinem Lichte, hält euch kein Dunkel mehr, von Gottes Angesichte kam euch die Rettung her.“

Ich bin zutiefst berührt von Kleppers Glauben. Er ging ihm auch in seinen letzten Lebensjahren nicht verloren, auch nicht, als er und seine Familie sich entschieden, der Deportation der Frauen ins Konzentrationslager durch einen gemeinsamen Suizid zu entgehen. Selbst im Angesicht des sicheren Todes führte Kleppers Blick noch zum Kreuz.³¹

[V.]

In den Zeilen von die „Die Nacht ist vorgedrungen“ ist die Glaube all der Menschen zu spüren, die durch die Jahrhunderte die Gegenwart Gottes herbeigesehnt haben und sich sicher waren: Er kommt – er ist schon fast hier. In dieser dunklen Adventszeit sehne ich mich danach, dass diese Gewissheit auch in meinem Leben Einzug hält.

Wenn ich mich an die Worte von Klepper anlehne, dann ahne ich: Gott hat diese Welt nicht aufgegeben, er nimmt Anteil an ihrem Schicksal. Noch ist nicht alles verloren, es ist nicht vergebens, zu kämpfen. „Ich bin nicht hoffnungslos.“, sagt auch Carla Rochel, „ich bin voller Hoffnung darin, dass wir [es] als Gesellschaft besser können.“ Kleppers Worte machen mir klar: Die menschliche Schuld hat

³¹ Vgl. „Wir gehen heute nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben.“ *Klepper, Schatten* (Anm. 30), 1133.

nicht das letzte Wort. Sie bestimmt uns nicht. Gott wendet sich uns zu, er will uns nahe sein, gerade in den Momenten unseres Versagens.

Ich verstehe endlich: Christus wartet nicht im Himmel auf den Tag X, an dem die Posaune erschallt und er glorreich wiederkehrt. Er ist längst hier. Er lässt sich nicht abschrecken von der Dunkelheit, die die Menschheit über diese Erde gebracht hat. Er fürchtet sich nicht. Er wohnt in der Dunkelheit und wartet darauf, dass wir ihm entgegengehen. Dann geht er mit uns gemeinsam hinein in die dunkelsten Stunden seiner Geschöpfe. Er spricht ein vergebendes Wort und trocknet die Tränen. Mit dieser Gewissheit verwandelt sich die Welt. Die Dunkelheit wird licht, die Angst weicht der Zuversicht, die Zweifel weichen der Hoffnung, der Tod weicht dem Leben. Und in mir macht sich in all meiner Dunkelheit eine tiefe, unbändige Freude breit.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

„Und sie wickelte ihn“ (Lk. 2, 1-20)

Prof. Dr. Hermut Löhr

24.12.2022 (Heiligabend)

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Ja, welches sind sie, liebe Schwestern und Brüder, „die Geschichten, nach denen wir leben“ – „the stories we live by“, um es mit dem Titel eines schon älteren populären Buches des Psychologen Dan McAdams zu fragen? Wie lauten die Geschichten, die wir uns selbst und anderen erzählen, die Geschichten, aus denen sich, so die These, im Laufe der Jahre so etwas wie eine persönliche „narrative Identität“ formt? Welchen erzählerischen Rahmen setzen wir, für unsere Eindrücke und Deutungen, für unsere Erfahrungen und Entscheidungen und Ziele, kurz für unser Leben als moralisches Wesen? Wie sieht unsere narrative Welt aus? Nach welchem script leben wir, wenn wir leben – und nicht bloß reagieren oder vegetieren? Welches Drehbuch für unsere story schreiben wir – und schreiben wir auch immer wieder einmal um? Welche Geschichte werden wir uns zuletzt erzählen? Ergibt die Geschichte, nach den wir leben, ergibt die Geschichte, die wir uns selbst und vielleicht unseren Nächsten und Liebsten erzählen, guten Sinn? Ist unsere story eine Geschichte, in der „Gut“ und „Böse“ – nicht so im Großen und Allgemeinen und Gesellschaftlichen und Globalen – das ist ja einfach -, sondern im Persönlichen und Besonderen, eine Macht hat, die unser Wählen und Entscheiden, unser Tun und Lassen bestimmt? Wer oder was handelt in unserer Geschichte von uns? Wer sind ihre, unsere Helden? In wie vielen Rollen, in wie vielen Personen treten wir selbst auf – wie viel Text muten wir uns, unserem Gedächtnis und unserem Gewissen zu? Und auch dies: Planen wir ein *happy end* ein? Eine gefüllte und spannende Geschichte darf ja auch anders enden. Gehen wir auf ein offenes Ende zu?

Das sind spannende Fragen. Und ich vermute, dass nicht wenige unter uns dieser Tage ein Jahr 2022 hinter sich legen, in denen sie ihre Geschichte umschreiben mussten, einmal, mehrfach, oder in dem sie doch immer wieder einmal ratlos starrten auf das leere weiße Blatt, zu das ihnen ihre Lebens-Erzählung geworden ist. Wie es ein Freund mir gegenüber im Laufe des Jahres einmal formulierte: „Mein Weltbild ist zerbrochen. Das ist existenziell!“.

Und mit der Frage nach der eigenen Geschichte stellt sich natürlich auch die andere, diejenige nach den großen Erzählungen, die wir in unsere eigene Geschichte aufnehmen, die unser Bild von uns und anderen und von Gott und der Welt formen, die Geschichten von Ursprüngen und Anfängen und Enden – *happy*

or not – die wir von woanders her hören, und die – manche jedenfalls – zu unserem Herzen sprechen und uns wirklich etwas *sagen*.

Zu Herzen geht das Bild ja, in das wir mit der Weihnachtsgeschichte nach Lukas eintreten. Vielen von uns ist die Landschaft vertraut; wir hören eine Geschichte, die wir oft gehört haben, wir gehen auf vertrauten Wegen in diesem erzählten Bild, und wir freuen uns darüber, manches wiederzusehen, so wie man sich manchmal wohl darauf freut, zum Beispiel auf Reisen, nicht stets und ständig dem Neuen, sondern auch einmal dem Vertrauten und Bekannten wieder zu begegnen: „Schau, die einsame Bucht dort, hier der herrliche Wald, oder da, das kleine Restaurant, in dem wir damals ...“ Solche Erinnerungen sind schön, und etwas mild verklärende Erinnerung oder Sentimentalität dürfen wir uns heute durchaus einmal erlauben, meine ich. Es ist ja nicht jeden Tag im Jahr Weihnachten.

Wir treten ein in eine besondere Familiengeschichte, und, wir wissen es, diese Geschichte der „heiligen Familie“ – *sagrada familia!* – hat durch die Jahrhunderte vielfach inspiriert und berührt und gerührt: Papa, Mama, Kind, mehr braucht es nicht, um glücklich zu sein, so sieht es auf den ersten Blick aus. Die Erzählung verlangsamt sich, sie bleibt stehen, sie wird zum vielfach – recht oder schlecht – kopierten Andachtsbild. Spricht sie uns noch ins Herz?

Dass die Geschichte, so erzählt, auch manchen Schaden anrichten kann, und dass sie tatsächlich durch die Jahrhunderte auch Schaden angerichtet *hat* in vielen Menschen-Geschichten, brauche ich kaum weiter auszuführen. Das viel zitierte berühmte – oder doch eher berüchtigte? – christliche Familienbild lädt, das ist gut zu verstehen, in der Gegenwart nicht mehr alle von uns zum Eintreten und warmen Erinnern ein: „Schau, der stets besorgte und sanfte Vater – schau, die liebevolle Mutter, die immer für mich da war von Anfang an ...“ So war es *nie*, und so ist es nicht, nicht für alle jedenfalls, die wir heute Abend in das Bild der Weihnachtsgeschichte eintreten.

Ich stelle mir vor, dass Max Ernst einen diebischen Spaß hatte, als er 1926 sein Bild mit dem Titel „Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen: André Breton, Paul Éluard und dem Maler“ fertigstellte: Vielleicht erinnert ihr euch an dieses Gemälde, es hängt heute im Museum Ludwig in Köln: Die Madonna, eine durchaus üppige Frau in eng anliegendem roten Kleid und blauer Schärpe legt den schon nicht mehr ganz neugeborenen Jesus, nackt und bloß ist er, ein kräftiges Kleinkind, übers Knie. *Ihr* Heiligenschein sitzt fest auf dem glatten Haar, während sie ausholt; doch derjenige des Kindes ist schon zu Boden gefallen. Der

Legende nach soll besonders dieses Element des Bildes den Ärger des Kölner Erzbischofs erregt haben. Die Szene, die sich nicht im Laternenschein, begibt, sondern im hellen Morgenlicht eines südlichen Alltags, diese Szene wird durch ein Fenster heimlich beobachtet von drei Männern, die, so entschlüsselt es der Bildtitel, die Gesichter von Breton, Éluard und Ernst tragen.

Ob wir uns über das Bild ärgern oder darüber schmunzeln: Von einer heiligen Familie kann keine Rede sein, ihr Bild ist dekonstruiert, ja mit Lust zerstört. Das hat, so denke ich, etwas heilsam Befreiendes, und aus solcher Befreiung vom Alten heraus mag es dann auch möglich sein, neu und positiv über Familie zu denken und zu sprechen, auch im öffentlichen Diskurs. Nötig wäre es nach wie vor, meine ich.

Immerhin verstehen wir ja derzeit vielleicht wieder besser, durch die Erfahrungen, die wir machen oder teilen, und auch durch die Geschichten, die wir hören in diesen Monaten, zumal von vielen Menschen, die zu uns gekommen sind, immerhin verstehen wir wohl alle besser, welche Bedeutung Familie – in welcher genauen Gestalt auch immer – hat, wenn die anderen und größeren Ordnungen unserer Welt wanken, oder wenn diese Ordnungen sogar zu bösen Ordnungen werden. Familie spielt so oder so eine Rolle in unserer story, und Rollenbilder können sich wandeln – Gott sei Dank.

Nun ist wohl zu bedenken, dass die Weihnachtsgeschichte als Anfang und Teil des Evangeliums nicht die Geschichte einer idealen oder heilen Familie erzählt. Mancher künstlerische, soziale oder religiöse Kitsch, der aus ihr geformt wurde, hätte die ersten Erzähler dieser heiligen Legende wohl sehr erstaunt: Hatten wir es denn nicht deutlich genug gemacht, dass dieses Kind nicht den Namen des Vaters trägt? Erzählen wir nicht ausdrücklich, dass die Frage, ob Jesus von Nazareth der Messias aus Davids Stamm, umstritten und offen bleibt im Evangelium? Hatten wir nicht erzählt, dass der Weg des Joseph und der Maria, dass die Wanderung von Nazareth nach Bethlehem und zurück wohl weniger eine Heimkehr als eine Suche ist? Dass Bethlehem, die Stadt Davids, die alte Heimat der Vorfahren, sich in der Gegenwart keineswegs besonders gastlich zeigte? Steht denn in unserem Evangelium nicht geschrieben, dass aus dem kleinen, liebevoll gewickelten und behüteten Baby zunächst ein etwas naseweiser Knabe wird, (die spätere Evangelientradition weiß noch mehr von ihm zu berichten), und dann ein seltsamer – manche würden sagen: anmaßender, manche würden sagen: verrückter – Mann? „Er ist von Sinnen“, werden seine Verwandten später sagen Ein erwachsener Mann, der offenbar gar keine eigene Familie gründet, sondern den Beruf des Vaters aufgibt, und sich von seinen Verwandten lossagt: Als ihm von

Freunden Familienbesuch angekündigt wird, fragt er ironisch: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder?“ – die Schwestern sind nicht einmal eines Wortes wert.

Nein, liebe Schwestern und Brüder, die ihr in diesem Bild herumspaziert, wir haben euch diese Geschichte nicht erzählt, damit ihr daran lernt, wie Familie geht. Da sehet ihr bitte selbst zu, da geben euch wohl manche anderen Geschichten auch Hilfestellung – diese eher nicht. Und da werdet ihr gewiss selber eigene gute Geschichten erzählen – ich hätte beinahe gesagt: erfinden – können, auch wenn diese Geschichten dann vielleicht etwas oder ganz anders gehen als diejenigen, die ihr von früher her kennt. Früher war schließlich nicht alles besser.

Hier aber, heute aber, geht es darum zu erzählen, wie, so singt es der Priester Zacharias im Benedictus, wie „das aufgehende Licht aus der Höhe“ nun tatsächlich in unsere Welt scheint, wie es Teil unserer gemeinsamen und individuellen Geschichten werden möchte, auf der großen Bühne von Weltherrschern, und auf der etwas kleineren Bühne der Provinz, eines besonderen Volkes und seiner Geschichte.

Die ewige Barmherzigkeit und Geduld und Güte Gottes, von der Maria im Magnifikat singt – wo und wie erfahren wir sie denn? Wie denn zerstreut der Gott, auf den wir hoffen, diejenigen, die „hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn“? Wie denn stößt er die Gewaltigen von den Thronen, auf denen sie doch so fest zu sitzen scheinen? Wie und wo erfüllen sich die alten Verheißungen, von den uns die Bibel erzählt? Wie und inwiefern kann es sein, dass die Ungebildeten und Kleinen, die Armen und Sanften die *Glücklichen* sind in dieser Welt, und nicht etwa die *looser* oder die Dummen? Wer sind schließlich die Gäste beim festlichen Mahl, dem Mahl, das die Ankunft des Gottes in unserer Welt feiert und bei dem endlich auch die satt werden, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit?

Die Geschichte, die wir hören, ist keine einfältige Geschichte und keine naive Malerei. Hören wir zu, schauen wir hin: Die erzählte Welt dieser Geschichte ist ebenso wenig heil wie die Familie, die sie uns vorstellt: Diese Welt, in die wir treten, und in die das Kind tritt, ist durch und durch bestimmt von dem beschämenden und so oft schamlos akzeptierten Gegensatz von Arm und Reich. Sie kennt Menschen, Kinder auch, die *nicht* das tägliche Brot haben. Sie kennt Machthaber – eher ungerecht und korrupt als gerecht und weise –, die sich selbst zu verewigen gedenken. Sie kennt Gewaltherrscher, die Kinder umbringen lassen, weil sie meinen, eines könnte ihnen gefährlich werden. Sie skizziert oder karikiert auch religiöse Eliten und Autoritäten, denen es erheblich an persönlicher Glaubwürdigkeit mangelt – um es vorsichtig zu formulieren. Sie erzählt von unseren unruhigen Herzen, hin und her gerissenen zwischen Wünschen und Ängsten, Stimmungen und Moden. Und, soweit und sofern diese Erzählung Ge-

schichte ist, endet sie mit dem Tod des Protagonisten. Nein, mit dem Kind, gewickelt und in der Krippe liegend, endet es nicht gut, nach menschlichen Maßstäben.

Und doch: Kommt her und seht. Lest und hört und staunt und versteht! Dennoch: „Hier ist der Freuden Ort!“ Kommt her und tretet ein, hier fängt es an, hier beginnt eine Geschichte, nach und von der ihr leben – endlich und wahrhaft und wirklich und gut *leben!* – könnt. Hier wird euch ein Zeichen gesetzt, das den vielen Symbolen und Flaggen und Zeichen unserer Welt stolz und trotzig entgegenleuchtet. Hier versammeln sich nicht die irdischen Herrscher und ihre Heere, hierher verirrt sich selten mal ein Reicher und Satter, doch hierher, so malt es das Bild, treten die himmlischen Heerschaaren, und sie steigen dazu von der Höhe herab und sie legen ihre schimmernden Waffen nieder und sie singen das Lob des Ewigen, der sich und uns eine Geschichte geschenkt hat, nach der wir leben und mit der wir in Frieden sterben können.

Lasst uns beten:

O come, O come, and be our God-with-us
O long-sought With-ness for a world without,
O secret seed, O hidden spring of light.
Come to us Wisdom, come unspoken Name
Come Root, and Key, and King, and holy Flame,
O quickened little wick so tightly curled,
Be folded with us into time and place,
Unfold for us the mystery of grace
And make a womb of all this wounded world.
O heart of heaven beating in the earth,
O tiny hope within our hopelessness
Come to be born, to bear us to our birth,
To touch a dying world with new-made hands
And make these rags of time our swaddling bands.

(Malcolm Guite)

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren! Amen

„Im Kampf ums Überleben“ (Offb. 12, 1-6; 13-17)

Prof'in. Dr. Cornelia Richter

31.12.2022 (Altjahresabend, Silvester)

Offb 12, 1-7.13-17

[Begrüßung und Votum:

Herzlich willkommen zum letzten Gottesdienst im alten Jahr: Die Weihnachtsfeiertage und die Zeit zwischen den Jahren lassen einen ja meist schon etwas zur Ruhe kommen; man verliert wohlthuend schnell den Überblick über die Wochentage und Uhrzeiten und geht mehr als sonst im Hier und Jetzt auf. Für viele von uns kommt mit der Ruhe der reflexive Rückblick: War es ein gutes Jahr? Was ist gelungen, was nicht? Welche Befürchtungen haben sich eingestellt, welche sind ausgeblieben? Es hat uns schon so Einiges umgetrieben und von einer entspannten Weltlage kann nicht die Rede sein. Nicht zufällig wurde der heutige Gottesdienst unter ein apokalyptisches Szenario gestellt: Im Kampf ums Überleben, so das Thema, das ohne Zweifel ernst ist.

Und doch ist es kaum zu glauben, wieviel Trost sogar noch in der Apokalypse liegen kann. Lasst uns diesen Gottesdienst feiern im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Sündenbekenntnis/ Bußgebet mit Kyrie EG 178.11:

Lasst uns beten: Gott, was für ein Jahr liegt hinter uns. Die Pandemie klingt ab, aber sie hat psychische, gesellschaftliche und ökonomische Folgen hinterlassen. Bei uns selbst ist es friedlich, aber wir sehen erstmals wieder einen Krieg in Europa mit dem Potential eines weltweiten Konflikts. Bei uns hat es immerhin etwas geregnet, aber die Waldbrände breiten sich weltweit aus und rücken näher. Trägt unsere Zeit apokalyptische Züge? Stehen wir an einer Zeitenwende? Herr, erbarme dich!

Gott, von Dir wird gesagt, dass Du in das Dunkel dieser Welt gekommen bist. In die Armut eines Stalles und in die Stille einer Nacht. Von Dir wird erzählt, wie Du das Leben um Dich herum verändert hast. Wieso gelingt uns das nicht ebenfalls? Wieso fällt es uns so schwer, uns zusammen zu reißen und unseren Wohlstand zu teilen? Wieso gelingt es so wenigen, das Leben und die Integrität anderer Menschen zu respektieren? Wieso werden so viele Menschen übergriffig, wieso wird so viel Macht missbraucht, wieso werden die Hilfeschreie so selten gehört? Ach Gott, es gilt für Politik und Wirtschaft, Schulen und Sport, und leider auch für Universitäten und unsere Kirchen. Trägt unsere Zeit apokalyptische Züge? Stehen wir an einer Zeitenwende? Herr, erbarme dich!

Gott, Deine Gnade hat uns irgendwie durch dieses Jahr getragen – mit allen Höhen und Tiefen, die wir in uns selbst, in der Familie und unter unseren Freunden erlebt haben. Für vieles dürfen wir dankbar sein und wollen uns das heute Abend auch ganz besonders bewusst machen! Trotzdem lastet manches noch schwer auf unseren Schultern und macht uns das Herz schwer. Hilf uns, echte Freude empfinden zu können. Öffne uns die Augen für das Gute und Schöne. Gib uns die Kraft auszuhalten, was uns belastet und sorgt. Trägt unsere Zeit apokalyptische Züge? An was für einer Zeitenwende stehen wir? Herr, erbarme dich!

Gnadenzusage und Gloria:

Gott, Du hast Dich unser erbarmt. Du bist in diese Welt gekommen, Du hast Dich Menschen gezeigt, Du hast sie Deine Nähe spüren lassen, Du hast uns Dein Wort gegeben, dass Du bei uns sein wirst bis ans Ende unserer Tage. Denn all unsere Zeit, auch die der Wende, steht in Deinen Händen. Dank sei Dir dafür. Ehre sei Gott in der Höhe!

Kollektengebet:

Gott, gemeinsam bitten wir Dich: Lass uns nun ruhig werden und auf Dein Wort hören, mit dem Du uns immer wieder erstaunst. Wo wir nur Erwartbares vermuten, schimmert bei Dir Unerwartetes durch, damals, heute und über alle Zeit hinaus. Darum bitten wir Dich durch Jesus Christus, der mit Dir und dem Heiligen Geist lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.]

Liebe Gemeinde,

haben apokalyptische Visionen ihre Zeit? Oder ist die Zeit eine immer wiederkehrende Apokalypse? Ist die Apokalypse ein Zustand oder ist sie eine Struktur, vielleicht auch ein Typ des Denkens? Spricht man von einer Apokalypse immer dann, wenn prophetische Geschichtsdeutung und Endzeiterwartung zusammen kommen? Unser heutiger Predigttext steht in der Offenbarung des Johannes, Kap. 12, die Verse 1-7 und 13-17 – wenn Sie ihn gleich hören, werden Sie ihn vermutlich nicht als „modernes Denken“ empfinden. Und doch scheint die Kombination von Prophetie und endzeitlicher Erwartung im Kontext des Neuen Testaments als genau das gelten zu können: als moderne Theologie. Das ist insofern hoch interessant als die Schriften des Neuen Testaments die formierende Zeit der frühen christlichen Gemeinden spiegeln, die sich nur sehr allmählich, letztlich erst mit der Konstantinischen Wende, zur späteren Weltkirche entfalteten.

Warum beginne ich eine Predigt mit einem so akademischen Vorspann? Weil mir der für heute vorgegebene Predigttext beim ersten Lesen als hoffnungslos abständig erschien. Er stellt uns ein wildes Szenario vor Augen, das so apokalyptisch ist, dass ich mich sehr ernsthaft gefragt habe, ob das wirklich alles sein sollte, was wir einander am Ende des alten Jahres zu sagen hätten – umso mehr als unsere Realität ja in der Tat auch apokalyptische Züge trägt und man schon versteht, weshalb Menschen in Schockstarre einfrieren oder umgekehrt zu aggressivem Aktionismus neigen. Es hat eine Weile gedauert, bis sich mir wieder bewusst geworden ist, wieviel Geborgenheit und Trost in unserem Text enthalten ist:

[Studentin J. Weber und WMA D.Rossa mit verteilten Rollen:] *1 Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. 2 Und sie war schwanger und schrie in Kindsnöten und hatte große Qual bei der Geburt. 3 Und es erschien ein anderes Zeichen im Himmel, und siehe, ein großer, roter Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen, 4 und sein Schwanz fegte den dritten Teil der Sterne des Himmels hinweg und warf sie auf die Erde. Und der Drache trat vor die Frau, die gebären sollte, damit er, wenn sie geboren hätte, ihr Kind fräße. 5 Und sie gebar einen Sohn, einen Knaben, der alle Völker weiden sollte mit eisernem Stabe. Und ihr Kind wurde entrückt zu Gott und seinem Thron. 6 Und die Frau entfloh in die Wüste,*

wo sie einen Ort hatte, bereitet von Gott, dass sie dort ernährt werde tausend-zweihundertsechzig Tage. 7 Und es entbrannte ein Kampf im Himmel: Michael und seine Engel kämpften gegen den Drachen. Und der Drache kämpfte und seine Engel, 8 und er siegte nicht, und ihre Stätte wurde nicht mehr gefunden im Himmel. 9 Und es wurde hinausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt: Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt. Er wurde auf die Erde geworfen, und seine Engel wurden mit ihm dahin geworfen. [...] 13 Und als der Drache sah, dass er auf die Erde geworfen war, verfolgte er die Frau, die den Knaben geboren hatte. 14 Und es wurden der Frau gegeben die zwei Flügel des großen Adlers, dass sie in die Wüste flöge an ihren Ort, wo sie ernährt werden sollte eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit fern von dem Angesicht der Schlange. 15 Und die Schlange stieß aus ihrem Rachen Wasser aus wie einen Strom hinter der Frau her, damit er sie fortreiße. 16 Aber die Erde half der Frau und tat ihren Mund auf und verschlang den Strom, den der Drache ausstieß aus seinem Rachen. 17 Und der Drache wurde zornig über die Frau und ging hin, zu kämpfen gegen die Übrigen von ihrem Geschlecht, die Gottes Gebote halten und haben das Zeugnis Jesu.

Liebe Gemeinde, ein irrer **Text**, nicht wahr? Er bricht sich Bahn wie ein Albtraum: Eine Frau, inmitten von Sonne, Mond und Sternen. Eine Geburt, schreiend, vermutlich mit viel Blut. Gut gegen Böse – ein brutal tosender Kampf am himmlischen Firmament, der sich rasend schnell über die Erde hin ausbreitet. Feuer, Wasser, Dürre – und all das in einer eigenartigen Verschiebung der Zeiten. Und in der Tat, solche Motive der archaischen Gewalt neuen Lebens, des Endkampfes, der ungeschönten Brutalität, die vor dem blutroten Himmel alle menschliche Humanität in den Abgrund reißt, haben sich unter dem Titel „Apokalypse“ kulturgeschichtlich durchgesetzt. Dazu passt, dass sich die Textgattung der Apokalypse vor allem in frühjüdischer und frühchristlicher Literatur findet. Wie bei Francis Coppolas „Apocalypse Now“ von 1979 reagieren die Texte auf außergewöhnlich schwierige Krisen und Problemlagen; in unserem Fall dürfte es um den Jüdischen Krieg mit Rom 66-70 n. Chr. gehen – denn jede Apokalypse hat ihre Zeit.

Im Neuen Testament funktionieren diese Texte so, dass sie im Rückgriff auf Prophetie und Weisheit, auf Zeichen und Visionen über die Erzählstimme hinaus diesseitige und jenseitige Mächte ins Spiel bringen, und zwar in ein asymmetrisches Spiel. In der Offenbarung des Johannes ist die Asymmetrie von vornherein gegeben, weil das alles entscheidende Erlebnis der Endzeit mit Tod und Auferstehung Jesu Christi bereits geschehen ist. Der gesamte Text zielt auf die Enthüllung dessen, worum es am Ende wirklich geht. Er ist daher aus der Perspektive des bereits erhöhten Christus geschrieben, vor dessen Wiederkunft noch diverse Restkämpfe mit den widergöttlichen Mächten durchzustehen sind. In unserem

Text sind die Kampfpartner die sonnenbekleidete Frau, der siebenköpfige Drache, der Erzengel Michael und weitere Zwischenwesen. Der Kampf ist asymmetrisch, weil der Drache zwar alles tut, um die Frau und vor allem ihren neugeborenen Sohn zu vernichten, gegen Michael und sein Team aber keine Chance hat. Der Drache bzw. der in ihm verborgene Teufel oder Satan, fliegt raus, er wird zur Erde geschmettert. Und selbst dort hat er letztlich keine Chance, so dramatisch sich der Kampf für die Frau auch ausnimmt. Am Ende geht es also darum, dass „trotz der Erfahrung des Bösen die göttliche Macht letztlich siegen wird“.³² Für die Frau ist das auch in unserem Text so. Aber für uns hat das happy end in Kap. 12 einen kleinen Haken: Weil der Drache die Frau auch auf Erden nicht zu fassen bekommt, deshalb reagiert er sich an allen anderen ab, die da so herumlaufen: „Und der Drache wurde zornig über die Frau und ging hin, zu kämpfen gegen die Übrigen von ihrem Geschlecht, die Gottes Gebote halten und haben das Zeugnis Jesu.“

Letztlich geht es in unserem Text damit einerseits um die Frage, woher es kommt, dass menschliches Leben von Geburt an so schmerzvoll ist, und von so viel Verfolgung und Gewalt begleitet. Andererseits geht es um den Zuspruch von Trost. Und tatsächlich, schaut man sich unseren Text genauer an, dann ist kaum zu glauben, wieviel Trost in der Apokalypse stecken kann, de facto ist es der halbe Text: Zwar ist die Geschichte der sonnenbekleideten Frau nur schwer zu ertragen: Sie ist noch bei der Geburt konfrontiert mit diesem Drachen, sie landet auf der Flucht in der Wüste, sie flieht vor den Wassermassen und man wird in aller Klarheit sagen dürfen: Das sind noch nette Metaphern für die reale Gewalt, die viel zu viele Frauen bis heute erfahren. Aber zugleich ist die Frau im Text mit der Sonne bekleidet und den Gestirnen gekrönt; sie bringt ihren Sohn zur Welt, der entrückt und gerettet wird. Von guten Mächten wird sie in der Wüste genährt, mit den Schwingen des Adlers ausgestattet und von der Erde geschützt. In aller Dramatik bleibt sie wundersam geborgen.

Kein Wunder ist es hingegen, dass diese phantastischen **Bildwelten**, dieses Chaos aus Wut und Zerstörung, Rettung und Trost über die Jahrhunderte hinweg Künstler*innen inspiriert hat. Ganz besonders dort, wo sich Endzeitstimmung breit gemacht hat, wo Kriegsszenarien und Erlösungshoffnungen ineinander gegriffen haben oder die drohende Selbstvernichtung des Menschen in greifbare Nähe rückte: Albrecht Dürer, William Blake, Odilon Redon, Otto Dix oder Max Beckmann, um nur einige Beispiele zu nennen. Max Beckmann habe ich Ihnen heute Abend mitgebracht. Genauer eines seiner 27 Blätter zur Apokalypse, Li-

³² Vgl. David Hellhom, Art. Apokalypse. I. Form und Gattung, in: RGG 4, Bd. 1, 1998, 585-588, 587. Vgl. ebenso Christfried Böttrich, Art. Apokalyptik (NT), in: WiBiLex 2014: Das Ziel ist die finale Errichtung der neuen Schöpfung, die wiederum paradiesische Züge tragen wird.

thografien, geschaffen in den Jahren 1941/42 im Exil in Amsterdam, als „Gesichte des apokalyptischen Sehers grauenvolle Wirklichkeit wurden“.³³ Die Zeichnungen wurden, so habe ich gelernt, nach Deutschland geschmuggelt, zusammen mit der Luther-Übersetzung der Offenbarung in kleiner Auflage gedruckt, und fünf Exemplare davon hat Beckmann von Hand koloriert. In seinen Tagebüchern 1940-1950 hat er notiert: „Das Ende naht, die Verwandlung kommt näher, was tue ich noch hier, ganz nah am Meer?“ [...]

Seine Interpretation von Offenbarung 12 lebt von der Interaktion der Figuren, abgesetzt in harten Farbtönen; da sind viele gewaltassoziative rot-schwarz-Kombinationen, Figuren liegen am Boden oder reißen die Arme nach oben. Aber in all dem dominieren die Frau und der Drache – und sie wirken eigentümlich ruhig. Der Drache, einer Eidechsen- oder Schlangeneidechse gleich, windet sich, mit großem Auge, schon auf Erden platziert, und er züngelt. Mit gespaltener Zunge – ... berührt er die Brustwarze der Frau. Sie, die aus dem schwarzgrauen Schatten der Gebärenden aufsteigt, zur weißen Gestalt geworden, blau beflügelt, mit messerscharfen Kanten schwerelos, mit runder, fester Brust, die Augen geschlossen, ebenso der Mund. Die Zunge des Tieres an ihrer Brust – Erotik pur. Gehört die Erotik zum Tier? Gehört sie zum gefallenem Satan? Gehört sie zur Frau? Oder nur zu ihrem Körper? Ist die Erotik Teil des kosmischen Dramas? Ist sie ihr Anfang oder steht sie an ihrem Ende? Ist sie gar der Grund, weshalb der Knabe gefressen werden muss? Oder ist sie der Anfang aller Verwandlung? Max Beckmann malt 1941/42 – das ist auch die Zeit Sigmund Freuds. Auch er seit 1938 im Exil.

Das Ende, die Verwandlung, die gewaltassoziierte Interaktion, die Erotik – all das findet seinen Ausdruck bei Beckmann, und vermutlich entdecken Sie noch viel mehr. Aber eines sehe ich nur indirekt: die guten Mächte. Vielleicht stecken sie in der Verwandlung. Ganz sicher aber stecken sie im **Lied**: Von guten Mächten wundersam geborgen, auch das ein Text, ein Gedicht von Dietrich Bonhoeffer, geschrieben in apokalyptischen Zeiten: Es ist anzunehmen, dass Bonhoeffer es in seinen letzten Lebensmonaten im Jahr 1944 geschrieben hat, als er bereits seit 20 Monaten inhaftiert war.³⁴ Er legte das Gedicht einem Brief vom 19. Dezember 1944 an seine Verlobte Maria von Wedemeyer bei mit der vorangestellten Bemerkung: Die Verse „sind der Weihnachtsgruß für Dich und die Eltern und Geschwister“. Am 7. Februar wurde er in das Konzentrationslager Buchenwald

³³ *Max Beckmann*, 27 Blätter zur Apokalypse (Steinzeichnungen 1941/42), Bild zu Offenbarung 12: Das Weib, ihr Kind und der Drache (<https://www.johannesoffenbarung.ch/bilderzyklen/beckmann.php>).

³⁴ Vgl. *Cornelia Richter / Thorben Alles*, „... und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“ Bonhoeffer als „role-model“ für Resilienz?, in: *Spiritual Care* 10/2, 2021, 156–164.

überführt, am 8. April über Regensburg und Schönberg in das KZ Flossenbürg gebracht, wo er am 9. April 1945 ermordet wurde.

Vielleicht haben Sie sich vorhin gewundert über die Melodie? Es gibt zwei Varianten: Die bekanntere ist die unter der Nummer 652, 1970 von Siegfried Fietz vertont. Sie kommt sehr viel heiterer und beschwingter daher als in Nummer 65, variiert Bonhoeffers Text leicht und wird gerne für Taufen und Konfirmationen gewählt; eine Art Mutmachlied fürs Leben. Wir haben heute die Vertonung von 1959 gesungen; sie stammt von Otto Abel, Kantor und Organist in Berlin, ist in d-Moll gehalten und ihr Text folgt exakt Bonhoeffers eigener Textversion. In dieser ersten Version beschließt das Lied im Stammteil des Evangelischen Gesangbuchs die Lieder zur Jahreswende. So als ob mit diesem Lied schon alles gesagt sei, was man für den Jahresrückblick braucht. Obwohl die persönliche Katastrophe für alle Beteiligten direkt im Raum steht, ist der Trostcharakter überwältigend – bis heute und in unsere Zeit hinein.

In unsere Zeit, die von vielen Menschen, vor allem von den jüngeren Generationen, als eine wahrhaft apokalyptische Zeit empfunden wird: Selbst wenn manch älteres Semester das weltweite Aufrüsten mit politischer Abgeklärtheit vielleicht noch distanzierter betrachten kann, geht die politische Aggression für viele Junge eine unheilvolle Melange mit der Klimakrise ein, mit der Frage des Artensterbens, weltweiter Ernährung, dem Krieg um das Wasser und allen Migrationsbewegungen, die das mit sich bringen wird. Wie ausbrechen aus dem Teufelskreis globaler Abhängigkeiten, die zugleich ein Motor des Friedens sein können? Wie gewinnbringend nachhaltig wirtschaften, ohne neue Zerstörung und Ausbeutung zu fördern? Wie dem Protest so Ausdruck verleihen, dass er nicht nur gehört wird, sondern endlich etwas ändert? Wie dem Rad in die Speichen fallen? Ist es nicht stärkstmöglicher Ausdruck, wenn ich mich leibhaftig an Bäume kette oder auf Straßen festklebe? Die Frage für heute Abend ist nicht, liebe Gemeinde, ob das ein sinnvoller Protest ist oder nicht. Die Frage für heute Abend ist nur, wie sich in dieser apokalyptischen Gestimmtheit Trost so vermitteln lässt, dass er besonnenes und neues Handeln freizusetzen vermag.

Bibeltext, Bild, Lied – was rühren sie in uns an? Heute, am Altjahrsabend 2022? Welche Szenen des vergangenen Jahres stehen uns vor Augen? Was davon ist ernst, sehr ernst vielleicht? Was lässt uns ratlos zurück? Was erfüllt uns nach wie vor mit Ärger oder gar Wut? Worüber steckt uns noch der Schrecken in den Knochen? Was hat uns mit Angst erfüllt? Was treibt uns bis zu diesem Moment die Tränen in die Augen? – Aber auch das: Was hat uns erstaunt? Unerwartet überrascht? Was hat uns besonders gefreut? Womit hätten wir nie gerechnet? Wovon hoffen wir inständig, dass es so bleiben möge? Wen haben wir geliebt? Was lässt uns heute noch fröhlich feiern? Was erfüllt uns mit Dankbarkeit? Wie gehen

wir in dieses neue Jahr? Was immer es ist, Gott, wir bringen es Dir in der Stille dar. [...]

Denn der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

[Fürbitten (mit WMA D. Rossa und Studentin Jana Weber)]

Weber: Lasst uns Fürbitte halten: Gott, wir danken Dir, dass Du der Schöpfer allen Lebens bist und bleibst. Wir bitten Dich für diese himmelschreiend verfeindete und einander feindliche Welt: Lass die politisch Verantwortlichen niemals aufhören, um Frieden zu ringen. Hilf, dass sie nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Gib ihnen den Mut, die Kette der erwartbaren Reaktionen zu unterbrechen und anders zu handeln als zu erwarten wäre. Lass Deine gute Macht walten!

Rossa: Gott, wir danken Dir, dass Du Dich Menschen in einem hilflosen Kind, in nackter Armut und in einer stillen Nacht gezeigt hast. Wir bitten Dich für alle, die an diesen apokalyptischen Zeiten verzweifeln: Lass in ihnen die Vision einer neuen Welt wachsen, stell ihnen und uns Menschen an die Seite, die nicht aufhören von Deinem Trost und Deiner Hoffnung zu reden! Lass uns die Zeichen Deiner Zeit sehen!

Richter: Gott, wir danken Dir, dass Du uns in Deinem Geist leitest. Wir bitten Dich für uns selbst, an dieser Universität, in dieser Stadt und in diesem Land: Lass uns die Angst aushalten, lass uns nicht verzagen, lass uns neu denken, gib uns die Ausdauer und die Kraft, nach vorne zu gehen und Neues zu wagen. Breite unsere Arme aus den Flügeln des Adlers gleich, auf dass wir uns erheben und in bisher Undenkbares aufbrechen.

Alles, was uns sonst noch bewegt, bitten wir mit den Worten, die uns Dein Sohn gelehrt hat: (Vaterunser)]

„Gaben üben“ (Röm. 12, 1-8)

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

08.01.2023 (1. Sonntag nach Epiphania)

Ich ermahne euch nun, Brüder und Schwestern, durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr euren Leib hingebt als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei. Das sei euer vernünftiger Gottesdienst. Und stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, auf dass ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene.

Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedem unter euch, dass niemand mehr von sich halte, als sich's gebührt, sondern dass er maßvoll von sich halte, wie Gott einem jeden zugeteilt hat das Maß des Glaubens. Denn wie wir an einem Leib viele Glieder haben, aber nicht alle Glieder dieselbe Aufgabe haben, so sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, aber untereinander ist einer des andern Glied. Wir haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist. Hat jemand prophetische Rede, so übe er sie dem Glauben gemäß. Hat jemand ein Amt, so versehe er dies Amt. Ist jemand Lehrer, so lehre er. Hat jemand die Gabe, zu ermahnen und zu trösten, so ermahne und tröste er. Wer gibt, gebe mit lauterem Sinn. Wer leitet, tue es mit Eifer. Wer Barmherzigkeit übt, tue es mit Freude. (Römer 12, 1-8)

Liebe Gemeinde,

ein besonderes Vorzeichen für das Neue Jahr bietet dieser Gottesdienst, auch wenn einiges fast schon wieder in den vor Corona gewohnten Formen und Bahnen abläuft, auch der Bibeltext für unsere Besinnung ist nicht neu, aber er verlangt Neues, Neues zu denken und zwar Immer wieder, von Jahr zu Jahr, so oft man sich ihm stellt:

„Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes.“

Die Überschrift für diesen Gottesdienst unterstreicht die Richtung der Sinnes-Änderung: *Gaben ausüben*. Das ist eine ungewöhnliche Formulierung, die Eberhard Hauschildt für diesen Gottesdienst vorgeschlagen hat, und ich bin gewohnt, seinen Vorschlägen zu folgen, denn sie führen immer auf besondere Denk-Wege! Also: *Gaben ausüben*, das ist besonders, denn ausgeübt werden Ämter und Funktionen, Macht wird ausgeübt, Druck wird ausgeübt, Gaben werden nicht ausgeübt, sondern übergeben, entgegengebracht und überreicht und entgegenommen, entfaltet, ins Spiel gebracht, so wie Kinder ihre Weihnachtsgeschenke

ausgepackt haben und damit spielen, wenn sie sich dieser Welt noch nicht gleichgestellt haben, von der Macht des Konsums und schnellen Verbrauchs noch nicht bedrückt sind.

Es war sicher auch für die Gemeinde in Rom eine ganz alltägliche Erfahrung, dass Macht ausgeübt wird von den Mächtigen, von den Amtsinhabern, den Patriarchen und Cäsaren, den Großgrundbesitzern und Oligarchen. Ein befreundeter Althistoriker meinte, man wisse wenig über die Situation der Christen in der Reichshauptstadt im ersten Jahrhundert n.Chr., aber zur Machtelite hätten sie sicher nicht gehört, diese ersten Christen in Rom. Was aber sollen das denn für Gaben sein, die man doch ausüben kann, ohne Druck auszuüben? Was meint Paulus?

Paulus schreibt: *Wir haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist.*

Hat jemand prophetische Rede, so übe er sie dem Glauben gemäß. Hat jemand ein Amt, so versehe er dies Amt. Ist jemand Lehrer, so lehre er. Hat jemand die Gabe, zu ermahnen und zu trösten, so ermahne und tröste er. Wer gibt, gebe mit lauterem Sinn. Wer leitet, tue es mit Eifer. Wer Barmherzigkeit übt, tue es mit Freude.

Die Antwort auf die Frage nach den Gaben, die man ausüben kann, lautet: Es sind die ganz alltäglichen Auf-Gaben, die Verantwortungsträger in einer Gesellschaft ausüben: Lehre, Amt, Predigt, d.h. Information, Leitung, Erziehung, Wohltätigkeit, aber es kommt darauf an, wie man sie auffasst und anfasst! Wer seine Aufgaben als Gaben auffasst, die er der Gnade Gottes verdankt, der fühlt sich durch das Vertrauen des Auftraggebers gestärkt und orientiert, der wird seine Aufgabe so anfassen, dass es den Menschen, für die er sich verantwortlich weiß, zum Besten dient. Und damit geschieht, was der Apostel dringend rät: *Ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, auf dass ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene.*

Das sind Aufgaben des Alltags und doch ist die Praxis, die Paulus sich vorstellt, völlig unalltäglich, ganz besonders, denn jede Aufgabe ist eine Gnadengabe Gottes, kein eigenmächtig errungenes Mandat, Selbstsucht und Selbstherrlichkeit sind da völlig ausgeschlossen, ja sogar Selbsttätigkeit ist nicht selbstverständlich: *Stellt euch nicht dieser Welt gleich, [...] der Starke setze sich nicht gegen den Schwächeren durch, wie es in der Welt üblich ist, der Reiche nicht gegen den Armen. Und dass niemand mehr von sich halte, als ihm gebührt, denn wir sind doch alle Gottes Kinder, wenn wir uns vom Geist Gottes bestimmen lassen und nach seinem Willen fragen, nach dem Guten und Wohlgefälligen und Vollkommenen, und wir haben alle Gaben und Aufgaben von Gott erhalten, aus Gnade.*

Gleich sind wir natürlich nicht, weder als Personen und Charaktere – noch als Begabte, die Begabungen sind unterschiedlich, und die Gaben sind verteilt, und wie die Gaben verteilt sind, so sind es auch die Aufgaben, der eine dient bei der Bundeswehr, ein anderer bei der Feuerwehr, die eine betreut, besucht oder behandelt Kranke, haupt- oder ehrenamtlich, andere unterrichten und wieder andere verwalten oder forschen.

Die Vielfalt der Gaben, die in einer komplexen Gesellschaft ausgeübt werden, ist schon eindrucksvoll, aber noch eindrucksvoller ist es, wenn Menschen diese Vielfalt im gemeinsamen Interesse, in einem Geist nutzen zur Gestaltung unserer Welt, nicht dazu, dass wir übereinander herrschen.

Was könnte das für eine reiche Welt sein, in der die Menschen ihre Gaben füreinander einsetzen, zur Entfaltung der Vielfalt, und nicht dazu, um einander aus dem Weg zu räumen, um selbst und möglichst allein zu herrschen. Was ist das für ein armseliges Reich, in dem einer über alle anderen herrscht, mit Angst, die er einflößt, mit wortloser Gewalt, die er ausüben lässt, weil er um seine Macht fürchtet?

Liebe Gemeinde,

es geschieht doch, es ist doch immer wieder dieses Glück zu beobachten, dass Menschen sich gegenseitig entfalten, sich zur Entfaltung verhelfen, sich auf ihre Gaben hin ansehen und sich über die Begabung der anderen freuen, davon hat die Menschheitskultur gelebt, dadurch hat sie sich entfaltet und wohl auch bisher überlebt. Die ganze wissenschaftliche Welt lebt, da wo sie zu ihrer wahren Blüte und zu ihren besten Früchten kommt, davon, dass nicht einer gegen alle sich durchsetzt, sondern mit anderen – oder wenn allein, dann so, dass er oder sie die anderen nicht aus den Augen verliert, für sie mitdenkt und für sie arbeitet.

Dann geschieht das, wovon man sagen kann, dass der Geist Gottes die Menschen treibt und sie zu Gottes Kindern werden lässt. Das geschieht, so Gott will, natürlich in Familien, wo Kinder und Enkel aufwachsen im Geist des Verständnisses und der Verständigung, aber auch in anderen, im Geist verwandten Gemeinschaften, in Arbeitsgemeinschaften und Sportvereinen, in Netzwerken und Nachbarschaften.

Ich suche immer wieder nach Beispielen, die mir die positive Wirkung dieses Geistes des Verständnisses und der Verständigung bestätigen. Und ich finde solche Beispiele, fast ohne sie zu suchen: Während ich noch an dieser Predigt schreibe, bekomme ich einen Neujahrsgruß eines Klassenkameraden, also auch Ü 70. der mit seiner Frau in Stuttgart lebt: Er hat in seinem aktiven Berufsleben von der Musik gelebt, Klavier gespielt und mit Instrumente gehandelt, seine Frau gibt seit über 30 Jahren Deutschkurse für Menschen, die mit einer Fremdsprache

geboren und aufgewachsen sind, und sie bemüht sich um deren Integration, ob aus Syrien, Afghanistan, der Ukraine oder vom südlichen Balkan. Sie schreibt in ihrem Rundbrief zu Weihnachten: „Mein Glück ist es, meine Kursteilnehmer über Monate oder 2 Jahre zu begleiten, da lernt man sich kennen, da wächst Verständnis und eine gute Atmosphäre. Jetzt unterrichte ich Syrer und Libanesen, sie kämpfen mit der deutschen Sprache und leben in zwei Kulturen. Da sind einige fleißige Hausfrauen mit 5 Kindern, da sind die Heimbewohner, da sind viele Sorgen um Söhne und Töchter, und Sorgen um die Angehörigen in Syrien. Auch ein wenig Neugierde auf das Leben hier ... Mehr und mehr Ukrainerinnen kommen in der Schule an, wir bieten inzwischen Unterricht in 4 Schichten, so dass die Räume gut ausgelastet sind.“ Der Schulträger ist im Übrigen eine Privatinitiative von türkischen Frauen. Wie wichtig solche Bemühung um Integration heute weiterhin ist, hat die vergangene Silvesternacht nur allzu deutlich gezeigt.

Liebe Gemeinde,

noch ein anderes, vielleicht bitteres Thema möchte ich am Anfang dieses Jahres ansprechen: *Stellt euch nicht dieser Welt gleich!* Das ist die besondere Herausforderung des christlichen Glaubens. Aber die Öffentlichkeit in Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten gerade dies von den Christen verlangt, dass sie sich der Welt gleichstellen, dass sie sich anpassen, damit sie akzeptiert und nicht unsichtbar werden, aber vielleicht werden sie gerade durch diese Anpassung an die Welt unsichtbar. Deshalb vertraten andere Ratgeber die Meinung, die Christen müssten das Salz der Erde wieder sein und das Licht der Welt wieder werden wollen, müssten deshalb diese oder jene politische Option vertreten, um die Welt und die Menschheit positiv zu beeinflussen. Aber von der Botschaft, die würzen und leuchten sollte, war und ist *öffentlich* kaum die Rede, auch da, wo das Evangelium als Schwert benutzt zu werden scheint, wie man es da und dort aus sehr frommen Kreisen hört. Es liegt aber auf der Hand, wie der Glaube an Christus in der Gesellschaft spürbar und sichtbar wird, auch in dem aktuellen Beispiel, das ich berichtet habe:

Es geht um „Hin-Gabe“, gleich das erste Stichwort, mit dem Paulus den Dienst der Christen an der Welt bezeichnet, nennt die Gabe, mit der sie immer schon auf das Zusammenleben der Menschen eingewirkt haben und weiterhin einwirken: Absehen von sich selbst, Begegnung mit dem Fremden auch unter Einsatz des eigenen Lebens, Dienst nicht Herrschaft, oder genauer Einfluss durch Dienst.

Wie schwer das ist, brauche ich hier niemandem zu erklären. Je höher wir ins Alter kommen, umso schwerer wird es den einen, den anderen aber leichter, vom Eigenen abzusehen, und je undurchsichtiger das Leben wird, je schwerer Ursachen und Wirkungen sich verbinden lassen, um so mühsamer wird es, der

Herausforderung zu entsprechen: *Stellt euch nicht dieser Welt gleich*. Und der Apostel unterstreicht das Gewicht seiner Forderung: Es ist wie ein Opfer, aber wie ein Opfer in einem *vernünftigen* Gottesdienst. Unvernünftige Opfer sind solche, die Leben sinnlos vernichten, die weder der Gemeinschaft noch einzelnen in ihr dienen, sondern allenfalls dem Irr-, ja dem Aberglauben, dass der Mensch sein Leben sich selbst verdankt.

Gegen diesen Irrglauben wollen wir unseren Einspruch erheben, wenn wir jetzt mit den Worten eines modernen Dichters singen oder beten:

„Die Erde ist des Herrn, geliehen ist der Stern, auf dem wir leben. Drum sei zum Dienst bereit, gestundet ist die Zeit, die uns gegeben.

Gebrauche deine Kraft. Denn wer was Neues schafft, der lässt uns hoffen. Vertraue auf den Geist, der in die Zukunft weist, Gott hält sie offen.

Geh auf den andern zu, zum Ich gehört ein Du, um wir zu sagen. Leg deine Rüstung ab. Weil Gott uns Frieden gab, kannst du ihn wagen.

Verlier nicht die Geduld. Inmitten aller Schuld ist Gott am Werke. Denn der in Jesus Christ ein Mensch geworden ist, bleibt unsre Stärke.“

(Matthias Nagel, 1985, Evangelisches Gesangbuch Nr. 677)

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

„Dem unsichtbaren Gott begegnen“ (Exodus 33, 18-23)

Prof. Dr. Jan Dietrich

15.01.2023 (2. Sonntag nach Epiphantias)

[Liturgie: Cornelia Richter

Begrüßung:

Herzlich willkommen zu diesem Gottesdienst hier in der Bonner Schlosskirche. Wir feiern ihn erstmals gemeinsam mit Jan Dietrich, unserem neuen Kollegen im Alten Testament. Wie gut passt dazu ausgerechnet der 2. Sonntag nach Epiphantias. Es ist der Sonntag einer Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist; ein Sonntag, an dem sich zeigt, was kein Auge gesehen; ein Sonntag der Gnade Gottes, aus deren Fülle wir leben und die mehr ist als alles, was wir erhoffen. Und es ist ein Sonntag mit einem Predigttext, den uns ohnehin nur ein Alttestamentler richtig gut auslegen kann!

Sündenbekenntnis/Bußgebet mit Kyrie:

Lasst uns beten: Gott, was für ein Satz: Aus der Fülle leben. Wie gern würden wir ihn täglich neu aus vollem Herzen bestätigen. In Wirklichkeit haben wir die Fülle der Schöpfung längst vergeigt. Und die Fülle des eigenen Lebens trauen wir uns kaum noch wahrzunehmen. Was antworten wir, wenn einer fragt: „Wie geht es Dir?“ Sagen wir dann nicht schon automatisch: „Oh, Mann, voll im Stress grad!“ Was sagen wir, wenn eine fragt: „Wie war es bei Dir, letztes Jahr?“ Können wir anders antworten als: „Die reine Katastrophe. Krise halt. Kann nur besser werden.“ Ach, Gott, woher sollen wir nur den Mut nehmen, die Fülle Deines Lebens auch nur zu erwarten? Gemeinde singt: Herr, erbarme Dich!

Unser Herr, Jesus Christus, Du hast am eigenen Leib gespürt, wie es um uns und unsere Welt steht. Du bist weiter gegangen als andere, Du wolltest es genauer wissen, Du hast ausprobiert, ob man nicht auch ganz anders denken könnte. Ach Herr, Du weißt, wie sehr wir Dich brauchen. Du weißt, wie zaghaft und zögerlich wir stehen bleiben vor dem, was sich gehört und immer schon so war. Selbst wenn Du Deine Wunderwerke tust, bleiben wir blind für Deine Zeichen. Denn das lässt sich doch sicher alles rational erklären. Und wenn nicht, halten wir es sowieso für bloße Narration oder auch gleich für die reinste Spinnerei. Ach, Herr, wie können wir von Dir lernen, neu zu denken, anders zu handeln, voller Zu-trauen nach vorne zu gehen? *G. singt:* Christe, erbarme dich ...

Gott, wir stehen vor Dir voll der Klage. Über unsere eigene Ratlosigkeit. Über die Macht unserer Gewohnheit. Über die Wut und Angst unserer jungen Generationen. Über die Komplexität unserer Konflikte. Und in all dem auch über Dich. Wieso zeigst Du dich so wenig, selbst wenn wir Dich suchen? Wieso greifst Du nicht ein, wenn wir Dich doch so sehnlich erwarten? Wieso sehen wir nur Deine Umwege, obwohl Du uns doch mitgenommen hast auf Deinen Weg? Wieso sehen wir nur den Tod, obwohl er doch nur das irdische Ende des Lebens ist? Ach Gott, wie sollen wir nur lernen, aus Deiner Fülle zu leben? Herr, erbarme dich! *G singt:* Herr, erbarme dich ...

Gnadenzusage und Gloria:

Gott, Du hast Dich unser erbarmt. Du hast Dich mitten unter uns gezeigt, weil es kein Leben ohne Leid gibt. Du stellst uns Menschen an die Seite, weil niemand alleine sein Leben gelingen lassen kann. Menschen, die daran erinnern, dass Du Deiner Schöpfung treu bist. Die erzählen, dass Du Dein Volk durch das Meer und die Wüste geführt hast. Die einander in Deinem Namen ihre Schuld vergeben. Die aus vollem Herzen darauf vertrauen, dass bei Dir mit dem Tod noch

lange nicht alles aus ist. Menschen, die uns neu nahe bringen, dass wir von Dir Gnade um Gnade erfahren. Gott, wir danken Dir dafür! Ehre sei Gott in der Höhe!

Kollektengebete:

Gott, unser Vater, wir rufen zu Dir und danken Dir für die Fülle des Lebens, die Du uns Mal um Mal schenkst. Öffne unsere Augen für das, was kein Mensch gesehen hat. Öffne unsere Ohren für das, was kein Mensch gehört hat. Versammle uns nun um Dein Wort.

Darum bitten wir Dich durch Jesus Christus, Deinen Sohn, unseren Bruder und unseren Nächsten, der mit Dir und dem Heiligen Geist lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.]

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

„Bewahre Deinen Fuß, wenn Du zum Hause des Herrn gehst.“ So betitelt Kierkegaard eine seiner „Christlichen Reden“ von 1848. Es ist gleichzeitig das Motto seiner Rede, und es handelt sich bei diesem Motto um ein biblisches Zitat aus Kohelet 4,17. Bewahre Deinen Fuß, wenn Du zum Hause des Herrn gehst, so meint Kierkegaard, denn das Betreten dieses Hauses soll Dich nicht einlullen und ach so schön beruhigend wirken. Wie behaglich, wie geruhsam es in der Kirche doch zugeht. Doch bewahre Deinen Fuß, wenn Du zum Hause des Herrn gehst: „Denn das“, so Kierkegaard, „ist eine höchst verantwortungsvolle Sache, hinaufzugehen in das Haus des Herrn.“ Nicht nur höchst verantwortungsvoll, sondern nahezu gefährlich. Denn Gott ist der Erhabene, der König, der Unsichtbare, der im Himmel ist, aber er ist uns auch ganz nah, hier in dieser Kirche, näher als alle Menschen, näher als mir mein bester Freund. Eine beunruhigende, eine gefährliche Angelegenheit. Machen wir uns also nichts vor: Wer zum gemütlichen Gefühl in den Gottesdienst kommt, kommt leichten Fußes, übersieht aber den Stein des Anstoßes, an den das scheinbar christliche, tatsächlich aber egozentrische, selbstgefällige Gottesgefühl stößt, wenn man den Heiligen leichten Fußes in seinem Haus besucht.

Nun könnten wir Kierkegaard zurufen: Wir sind hier in der Kirche, nicht im Tempel, kennst Du Dich denn geschichtlich gar nicht aus? Die Kirche ist nur Versammlungsort der Gläubigen, kein Wohnhaus Gottes im alten Sinne, kein Tempel, in dem Gott Wohnung nimmt, so wie wenn der Prophet Jesaja ausruft:

„Im Todesjahr des Königs Usija, da sah ich den Herrn, sitzend auf einem Thron, hoch und erhaben. Und seine Gewandsäume füllten das Heiligtum. [...] 4 Und die Schwellen bebten [...] und das Haus ward erfüllt von Rauch. 5 Da sprach ich: Weh mir, ich vergeh!“ (Jes 6,1.4.5)

Hier sitzt Gott, der dreimal Heilige, auf seinem Thron im Allerheiligsten des Tempels, und Jesaja ergreift Furcht und Zittern. Es scheint ihm, dem sündigen Menschenpropheten, eine gefährliche Sache, den Herrn in seiner Heiligkeit so zu sehen.

Auch den Israeliten wird angst und bange, als sie sehen, wie Gott sich auf dem Berg Sinai im Feuer und im Gewittersturm offenbart. Besser, wir haben kein Gottesbild. Zu gefährlich. Nicht nur weil das Bild nie an das Original heranreicht und nicht nur, weil wir stets in der Gefahr wären, Bilder für Götter zu halten, sondern auch deswegen, weil das Original einen Gottesschrecken ausstrahlt. Deshalb sollten wir uns besser ganz davon verabschieden, uns ein Gottesbild zu machen, wie es das erste Gebot ja auch von uns fordert.

Dem unsichtbaren Gott begegnen, so lauten Titel und Motto heute, am 2. Sonntag nach Epiphania, und als Predigttext gilt bezeichnenderweise Exodus, Kapitel 33,18-23:

„Er [Mose] aber sprach: Lass mich doch sehen deine Herrlichkeit! 19 Er [Gott] antwortete: Ich werde all mein Gutes an deinem Angesicht vorübergehen lassen, und ich werde den Namen "Jhwh" vor deinem Antlitz ausrufen. Und ich werde gnädig sein, wem ich gnädig bin, und ich werde mich erbarmen, über wen ich mich erbarme. 20 Dann sprach er: Nicht vermagst Du, mein Antlitz zu sehen. Denn nicht sieht mich der Mensch und lebt. 21 Weiter sagte Jhwh: Siehe, ein Platz neben mir: Hier sollst du dich auf den Felsen stellen. 22 Dann wird es geschehen, beim Vorüberziehen meiner Herrlichkeit, dass ich Dich in die Höhle des Felsens stelle und meine Hand über dich halte, bis ich vorbeigezogen bin. 23 Dann werde ich meine Hand zur Seite nehmen, und du wirst meinen Rücken sehen; aber mein Antlitz darf man nicht sehen.“ (Exodus 33,18-23)

Wie soll man, wie kann ich dem unsichtbaren Gott begegnen? Ist er also doch ferne, weil er unsichtbar ist, und können wir es uns dann nicht doch in der Kirche gemütlich machen, Spaghetti-Gottesdienste feiern und wie die Menschen, die der Prophet Jeremia kritisiert, in genügsamer Gottes- und Selbstsicherheit ausrufen: Der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ist hier? Was kann uns schon passieren? Wenn ich dem unsichtbaren Gott begegnen kann und darf, kann ich mir auch selbst aussuchen, wie ich das tue. Das wäre auch zeitgemäß. Zeitgemäß vielleicht, aber vielleicht nicht immer angemessen. Nur weil Gott unsichtbar ist, bedeutet dies nicht, dass ich mir sein Gottsein selbst aussuchen kann, ganz im Gegenteil. Was aber kann ich sagen und mir vorstellen, wenn er (oder „sie“) nicht sagbar ist?

Kein Gottesbild – Gott offenbart sich ganz anders. Es ist kein Wunder, wenn die sogenannte Priesterschrift bei der Tempelbeschreibung immer uneindeutiger wird und ausweichend formuliert, je mehr wir uns der Gottesbeschreibung im Allerheiligsten nähern. Wir haben hier eine sogenannte apophatische Theologie vorliegen, die sich weigert, über Gott eindeutige Aussagen zu treffen. Die Negation der Privation, wie es so schön kompliziert heißt, bedeutet: Die Kategorien der Welt sind auf Gott nicht anwendbar. Gott ist nicht grün oder blau, bedeutet:

Die Kategorie der Farbe kommt Gott nicht zu, wie ihm überhaupt keine weltliche Kategorie zukommt. Gott und Welt sind auseinandergetreten.

Auch auf den Tod trifft zu, dass weltliche Kategorien ihm abgehen. Der Tod ist nicht grün oder blau, bedeutet: dass dem Tod die weltliche Kategorie der Farbe abgeht. Heißt das: Gott ist wie der Tod, über den wir immer nur negativ sagen können, was er nicht ist, ein Nicht-Zustand, den wir nicht fassen können? Keineswegs. Die biblische apophatische Theologie formuliert nicht logisch, sondern metaphorisch. Die Bibel sagt manchmal, aber nur selten explizit in Form logischer Aussagesätze: Gott ist nicht wie ein Mensch. Gott offenbart sich nicht in Form einer Gottesstatue usw. Stattdessen wird von Gott erzählt: dass er sich im Medium des Feuers offenbart, in einer Wolke, im Gottesglanz oder auch nur im leisen Wehen. Gott lässt sich nicht zu einem Erkenntnisobjekt machen. Vielleicht ist Gott hier mehr wie die Zeit, die wir nie direkt fassen können, weil wir sie stets nur in ihren Wirkungen fassen, in den Veränderungen und Ereignissen, im Raum der Geschehnisse. Schon der mittelalterliche Religionsphilosoph Moses Maimonides schrieb, dass wir Gott nicht in seinem Wesen, wohl aber in seinen Wirkungen begreifen und erfahren, in seinem Erbarmen, seiner Zuwendung, seiner Rettung usw. Das gilt auch für unseren Predigttext. Mose fordert: „Lass mich doch deine Herrlichkeit sehen“. Gott antwortet: „Ich werde all mein Gutes an deinem Angesicht vorübergehen lassen. Und ich werde gnädig sein, wem ich gnädig bin, und ich werde mich erbarmen, über wen ich mich erbarme. [...] Nicht vermagst Du, mein Antlitz zu sehen. Denn nicht sieht mich der Mensch und lebt.“

Gottes Antlitz kann der Mensch nicht sehen, ohne zu sterben. Gottes Wesen ist uns unbegreiflich. Aber in seinen Wirkungen, in all seinem Guten, das er an uns „vorüberziehen lässt“, das heißt, an dem er uns teilhaben lässt, in seiner Gnade und in seinem Erbarmen offenbart er sich Mose und ist den Menschen nahe. Dem unsichtbaren Gott begegnen bedeutet, Gottes Zuwendung zu erfahren.

Benötigen wir dazu eine Mittlergestalt wie Mose? Benötigen wir, typisch für den Alten Orient, eine Königsgestalt als Mittler zwischen Gott und Mensch? Auch Mose ist in diesem Sinne eine königliche-prophetische Mittlergestalt. Bezeichnenderweise heißt es kurz vor unserem Predigttext in Vers 11: „Und Jhwh redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie da redet ein Mann mit seinem Freund.“

Hier begegnet Mose einem Gott, der gar nicht unsichtbar scheint. Hier ist von Gottes-schau und Intimität die Rede, sogar von Freundschaft zwischen Gott und Mensch. Nur Mose kann das, so sagt es jedenfalls das Buch Exodus. Wenn Mose in das Zelt der Begegnung hineingeht und mit Gott spricht, dann strahlt sein Gesicht, wenn er wieder her-auskommt. Er trägt selbst den Gottesglanz, wenn er aus dem Begegnungszelt austritt. Kurz nach unserem Predigttext heißt es in

Kapitel 34,30: „Da sahen Aaron und alle Söhne Israels Mose, und siehe: Die Haut seines Gesichts strahlte. Da fürchteten sie, sich ihm zu nähern.“

Mose redet mit Gott von Angesicht zu Angesicht. Wenn Mose den Menschen erscheint, dann strahlt sein Gesicht den Gottesglanz aus, und Gottesfurcht befällt seinen Bruder Aaron und alle Israeliten.

Gottes Wesen können wir nicht begreifen, aber Gott offenbart sich in seinen Wirkungen. Zu diesen gehört auch die Schöpfung, insbesondere die Menschenschöpfung. In Gen 1,27 heißt es: „Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn; männlich und weiblich schuf er sie.“

Der Mensch, jeder Mensch, ist als Bild Gottes erschaffen. Seine Aufgabe besteht darin, wie das Heiligkeitsgesetz in Lev 19,2 formuliert, selbst heilig zu werden wie Gott: „Heilig soll ihr sein, denn heilig bin ich, der Herr, euer Gott.“ Und auf das Heiligungsgebot folgt nur wenige Verse später, im selben Kapitel, das Gebot zur Nächstenliebe: „Liebe Deinen Nächsten. Er ist wie Du.“ (Lev 19,18)

Imago dei und imitatio dei entsprechen sich. Der Mensch als Bild Gottes und die Nachahmung Gottes, oder besser die Nachfolge Gottes durch den Menschen bedingen einander. Nächstenliebe bringt uns dem unsichtbaren Gott nahe. Nach dem jüdischen Philosophen Emmanuel Lévinas scheint in jedem Antlitz eines anderen Menschen Gott selbst auf. Das unbegreifliche Wesen des unsichtbaren Gottes offenbart sich als Verantwortung gegenüber dem gottähnlichen Antlitz eines jeden Menschen. Jeder Mensch ist ein Mittler und jeder trägt den Gottesglanz. Wir alle sind Abbilder Gottes und tragen den Gottesglanz, den Mose trägt. Das göttliche Antlitz des unsichtbaren Gottes kann ich nicht sehen, aber Gottes Wirkungen begegne ich vor allem im gottähnlichen Antlitz des Mitmenschen.

Die Phänomenologie hat gezeigt, dass wir dem Mitmenschen immer antworten müssen. Auf das Antlitz des Anderen muss ich reagieren. Antworten zu müssen ist dem Menschen unausweichlich vorgegeben. Egal, wie ich mich verhalte, jedes Verhalten, jede Form meiner Bezogenheit auf die Welt ist eine Antwort – auch die ausweichende Antwort, auch die abweisende, auch die, die keine Antwort geben will, ist eine Antwort. Dem Antlitz des anderen Menschen muss ich antworten, ich kann gar nicht anders. Das ist ein weiser Gotteszwang, ein weiser Gotteszwang, den Mose hier aus dem Zelt der Begegnung mit sich herausträgt und der als Gottesglanz im Antlitz eines jeden Menschen aufscheint. Gott können wir nicht als Objekt in der Welt begegnen. In diesem Sinne ist Gott unsichtbar, kein Gegenstand dieser Welt, und wir sehen ihn nur mit dem Herzen gut. Seine Spur findet sich jedoch in den großen und kleinen Facetten und Nischen dieser Welt, vor allem im Antlitz des anderen Menschen. Dem unsichtbaren Gott zu begegnen bedeutet auch, dem Nächsten zu begegnen. Dem unsichtbaren Gott begegnen bedeutet dann, der Gefahr eines allzu christlichen Egozentrismus

entgegenzutreten, einem christlichen Egozentrismus, der es sich in seiner eigenen Beziehung zu seinem ihm wohlbekannten Gott so behaglich eingerichtet hat. Wir sind stets in der Gefahr, uns in der eigenen Gottesbeziehung egozentrisch einzurichten. Wir sind stets in der Gefahr, die Hoffnung auf leibliche Auferstehung und das Seelenheil als selbstbezogene Hoffnung auf die eigene Auferstehung und auf das eigene Seelenheil engzuführen. Der unsichtbare Gott dagegen stellt die Seele in einen weiten Raum. Der Horizont ist weit, weil wir, Du und ich, Gott nicht fassen können. Weil er da ist und sich gleichzeitig immer schon entzieht. Weil er da ist und sich gleichzeitig im Antlitz des Mitmenschen offenbart. Und dieser Mitmensch ist immer schon ganz anders, als ich es mir vorstelle. Genau an dieser Stelle ist das Unvermögen meines Verstandes wunderbar produktiv, religiös und ethisch relevant. Bewahre deinen Fuß, wenn Du zum Hause des Herrn gehst. Bewahre ihn vor allem auch deshalb, weil Du Gott nachfolgst, wenn Du Deinem Nächsten mit Verantwortung begegnest. Der von Kierkegaard zitierte Teilvers geht eigentlich noch weiter, nur hat Kierkegaard ihn nicht weiter zitiert (Koh 4,17a): Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst! Und: Herantreten, um zu hören, ist besser, als wenn die Narren Schlachtopfer geben. „Güte will ich und nicht Schlachtopfer.“ heißt es auch in Hosea (6,6a). Das Hören ist auch ein Hören auf den Anderen. Ein Hören und Antworten auf den unsichtbaren Gott im Blick auf den Nächsten.

So liegt das Beste immer vor uns, in der Begegnung mit den anderen Menschen. Dank sei dem unsichtbaren Gott, der sich nicht einfangen lässt. Dem Auftrag zur Begegnung mit dem unsichtbaren Gott im Mitmenschen wollen wir nachkommen, auch in diesem neuen Jahr.

Der Friede des unsichtbaren Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

[Fürbitten

Gott, wo bist du?

So riefst du einst. Jetzt rufen wir: Gott, wo bist du? Höre uns, merke auf in unserem Zittern und in unserer Furcht. Lass uns wissen, dass DU DA BIST!

Gott, wo bist du?

Du hast uns aufgetragen zu wachen. Ständig zu wachen. Gib uns immer wieder die Einsicht, aufmerksam zu sein und deinen Auftrag zu erfüllen.

Gott, wo bist du?

Immer mehr Menschen verzweifeln vor den Tatsachen der Welt und vor dem Geschick der Menschheit. Braucht der Mensch nicht Hoffnung, um sein Leben zu gestalten? Schenke du sie!

Gott, wo bist du?

Gott, gibt es Frieden? Weltfrieden wird es nicht geben. Lass uns Frieden unter den Menschen suchen und finden. Lass uns Frieden stiften.

Gott, wo bist du?

Wir sehen dich nicht, wir verzweifeln, wir suchen noch den Frieden.

Gib die Zuversicht darum, dass in aller Fragilität der Welt, in allem Wackeln und Beben der Schöpfung, du die Welt schon vor unserer Geburt, sogar vor aller Zeit fest gegründet hast und wir deshalb loben dürfen, weil deine Schöpfungsworte Bestand haben in Olam, auf Weltzeit.

Alles, was uns sonst noch bewegt, legen wir in die Worte, die uns Dein Sohn gelehrt hat: (Vaterunser)

Sendung und Segen (J. Dietrichs und C. Richter)

וְיִשְׁמְרֶךָ יְהוָה יְבָרְכֶךָ

Gott segne Dich und behüte Dich,

וְיַחַנְנֶךָ אֱלֹהֵי פָנָיו יְהוָה יָאֵר

Gott lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig,

שְׁלֹמֶם לְךָ יְיָ וְיִשְׁטַם אֱלֹהֵי פָנָיו יְהוָה יִשְׂא

Gott erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir seinen Frieden.

Amen.]

„Durst“ (Joh. 4, 5-14)

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck

22.01.2023 (3. Sonntag nach Trinitatis)

Liebe Gemeinde,

wenn die Dinge lebendig werden, dann beginnt der Tag nach etwas Neuem zu schmecken. Wenn aus *Information lebendiges Wissen* wird, das das eigene Handeln aufschließt, wird alles anders. – Wenn aus dem eigenen *Geschick lebendiges Glück* wird, das die gesamte Aufmerksamkeit und das Empfinden erfasst, so dass es alles begleitet, dann beginnt das Dasein sich frisch und ermutigend anzufühlen. – Wenn aus der *gewohnten Religion lebendiger Glaube* wird, der die eigene Lebensgeschichte als Gottesgeschichte erfasst, so dass die alten Worte einen persönlichen Sinn bekommen, dann ist Epiphania, der neue Glanz auf den alten Dingen: „Die Finsternis vergeht und das wahre Licht scheint jetzt“ (1. Joh 2,8). – Wenn aus dem drohenden Tod die Verheißung des vollkommenen Lebens wird, dann geraten wir in den Wirkungsbereich des Evangeliums: Die Dinge werden lebendig, alles wird gut und voller Zusammenhang. In der Tiefe unseres Daseins lauert nun nicht mehr der Abgrund; denn dort begegnen wir der Güte Gottes, der Quelle wahren Lebens.

Die Ursprungsgeschichte dieser Erfahrungen ist der Text für die heutige Predigt, das Evangelium vom Jakobsbrunnen und der Frau aus Samarien bei Johannes im 4. Kapitel:

5 Jesus kam in eine Stadt Samariens, die heißt Sychar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Josef gegeben hatte. 6 Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich an den Brunnen; es war um die sechste Stunde. 7 Da kommt eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken! 8 Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, um Speise zu kaufen. 9 Da spricht die samaritanische Frau zu ihm: Wie, du, ein Jude, erbittest etwas zu trinken von mir, einer samaritanischen Frau? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritanern. – 10 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du hättest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. 11 Spricht zu ihm die Frau: Herr, du hast doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? 12 Bist du etwa mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Söhne und sein Vieh. 13 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; 14 wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern

das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit“; und tief ist jener Brunnen in Sychar in Galiläa, den der Erzvater Jakob einst seinem Sohn Josef gab und der immer noch Jakobsbrunnen heißt. Buchstäblich ist er 32 Meter tief; religiös lebt dort in der Tiefe der Vergangenheit das, was einst Generationen gesucht und gefunden haben: Wasser und Leben für sich selbst und das Vieh; Geschichten, die das Leben deuten; und auch das Wissen um Gott in sonnenheißen Mittagsstunden und in mondhellen Nächten. Unten am Boden des Jakobsbrunnens befindet sich frisches, quellendes Grundwasser, „lebendiges Wasser“.

Jesus ist müde vom Gehen und ruht sich aus. Er hat Durst und bittet die vorbeikommende Frau aus Samarien, ihm zu trinken zu geben. Diese wundert sich über die Bitte des Juden Jesus und zögert. Von da an spielt das Trinkwasser im Fortgang der Handlung keine Rolle mehr. Der Brunnen als Stätte der erzählten Geschichte und der tiefen Weisheit wird zur Quelle des Lebens. Der Durst ist schnell gestillt, so dass Johannes gar nichts mehr davon berichtet; über Selbstverständlichkeiten spricht man nicht.

Was aber ist dann, wenn der leibliche Durst kein Thema mehr ist, weil er erst einmal gestillt ist? Was ist dann, wenn man genug Lebensmittel hat und genug zum Überleben, was ist dann mit dem Leben? Dann beginnt das Sehnen und das Suchen, dann kommt die Sehnsucht nach dem Leben im Leben. „Das kann doch nicht alles gewesen sein / Da muss doch noch irgendwas kommen Nein, / da muss doch noch Leben ins Leben – eben“ so dichtete der Liedermacher Wolf Biermann. Welches Wasser stillt den Durst nach Leben, wenn das Wichtigste erreicht ist? Wer sich eingerichtet hat in seiner Lebensweise, beginnt irgendwann so zu fragen. Die Dinge des eigenen Lebens sollen lebendig sein oder wieder lebendig werden. Die Arbeit soll eine Lebensaufgabe sein; das tägliche Essen und Trinken soll Begegnung mit der Natur sein und ein Feuerwerk der Sinne; und die eigene Liebe, sie sei herzklopfendes Begehren und tiefes Glück. Und Gott? Gott, der Geber und Hüter des Lebens, er soll sich schmecken lassen in allen diesen Dingen, er, der Lebendige, er sei in allem, was uns Leben gibt: „Denn bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Lichte sehen wir das Licht“ (Ps 36,10).

Nach dem Durst kommt die Sehnsucht nach dem, was den Lebensdurst stillt. Und wer von diesem Wasser des Lebens trinkt, so Jesus zu der Samaritanerin, „den wird in Ewigkeit nicht dürsten“.

Freilich: Die Frau am Brunnen unterliegt erst einmal einem Missverständnis, so wie das für die Erzählfiguren im Johannesevangelium typisch ist; man denke nur an den klugen Nikodemus ein Kapitel zuvor. Die Frau denkt an ein Wunderwasser, an eine Art Dauerwasser, ein Superwasser, das ihr künftig den Weg zum

Brunnen erspart, an ein Wasser für alle Lebenslagen. Man kann sie verstehen, die Wasser schleppende Frau, wenn man wie wir einfach den Wasserhahn aufdreht, ohne lange Wege machen zu müssen. Und eben doch versteht die Frau falsch.

Denn die Sehnsucht nach Leben, der Durst nach Erfüllung und Glück lässt sich nicht durch die einmalige Gabe eines Wunderwassers stillen. Auch der Glaube ist kein solches Wunderwasser. Manchmal denkt man ja so bei sich: Ach, mein Glaube ist einfach zu schwach und von Zweifeln durchsetzt; wenn ich nur einen richtigen Glauben hätte, dann wäre ich auch zuversichtlicher, heiterer und mutiger. Doch so einfach geht das nicht. Der Weg zum Brunnen muss immer wieder neu zurückgelegt werden. Die Weisheit der Tiefe erschließt sich erst beim langwierigen Schöpfen: „Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan“, sagt Jesus in der Bergpredigt (Mt 7,7). Die Ruhe für die eigene Seele, über die Jesus zu den Mühseligen und Beladenen spricht (Mt 11,29), diese innere Ruhe gibt es nicht auf Dauer. Es gibt sie nur mit Durst und Sehnsucht, mit dem erneuten Weg zum lebendigen Wasser. Tief ist der Brunnen der Weisheit.

In der Mitte des verlesenen Textes, unmittelbar vor dem Missverständnis der Samaritanerin, gibt Jesus aber nun noch eine Art Anleitung, wie man immer wieder zu dem Wasser des Lebens gelangt. Hören wir auf diese Stelle noch einmal genauer. Jesus sagt zu der Frau (V. 10): *„Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du hättest ihn und der gäbe dir lebendiges Wasser.“*

Man kann in diesem Vers einen Weg zum Glauben, einen Lernweg ausmachen, wie ihn der Evangelist Johannes vorschlägt; früher hätte man in der Theologie von einer „Heilsordnung“, von einem „ordo salutis“, gesprochen. Dieser ordo enthält vier Schritte: 1. das Erkennen der Gabe Gottes und der Person Jesu, 2. das Bitten, 3. die Gabe und 4. den Erhalt lebendigen Wassers; kurz gesagt: *Erkennen und Bitten, Geben und Erhalten.*

Der *erste Schritt* ist dem Johannesevangelium besonders wichtig, und gerade dieser ist etwas aus der theologischen Mode gekommen: das *Wissen und Erkennen*. „Glauben ist nicht Wissen und Glauben ist nicht Fürwahrhalten“, so kann man es immer wieder hören. Das ist auch richtig. Aber eben auch nur halb richtig. Glauben ist auch Fürwahrhalten und Wissen: „Wenn du wüsstest“, „wenn du erkennst“, sagt Jesus zu der Frau. Das Wissen um Gott, die Unterscheidung des Vaters und des Sohnes von den Göttern und Heilsbringern dieser Welt ist nicht trivial. Wo ist Gott jetzt – und wo ist er ferne? O wenn wir in diesen Tagen doch nur besser erkannten! O wenn wir wüssten! Allzu oft wissen wir nicht. Aber das wird nicht besser dadurch, dass wir das Wissen und Fürwahrhalten für irrelevant erklären. Streben wir also nach tieferer Erkenntnis.

Der *zweite Schritt* ist das Bitten: „*Wenn du erkennst, wer der ist, der mit dir spricht, du bätest ihn...*“ Auch das Bitten ist etwas aus der theologischen Mode gekommen. Die Bitten in den Gebeten werden weniger – und wenn sie vorkommen, dann sind sie oft nach dem Muster „ach Gott, lasse uns doch das und das tun, weil es hilfreich und nützlich ist“. Dass man Gott, dass man Christus um etwas bitten kann, auf dass er es tatsächlich gibt, das aber ist das Grundprinzip des stärksten christlichen Gebetes, des Vaterunsers: eine einzige Bitte. Unser täglich Brot gib uns heute – und gib uns das lebendige Wasser, auf dass wir unseren Lebensdurst spüren und ihn stillen an der Quelle, die du selbst bist.

Der *dritte Schritt*, das Geben: „*und der gäbe dir*“. Nicht umsonst steht hier die Möglichkeitsform: das Geben ist möglich, wenn du erkennst und wenn du bittest. Die Gabe Jesu kommt also nicht automatisch. Erkennen und Bitten gehen – jedenfalls hier – voraus. Von Martin Luther ist bekannt, dass er oft stundenlang (und oft laut) betete – und das zur besten Tageszeit. Luther hielt das Bitten Gottes nicht für einen überflüssigen Zeitaufwand. Er ließ es sich das Wertvollste kosten, über das er verfügte: Arbeitszeit.

Schließlich das vierte Moment: „*und der gäbe dir lebendiges Wasser*“. Dieses Versprechen wird in Kapitel 7 dann noch erweitert: „*Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.*“ Wenn wir das ins Alltägliche übersetzen: das Gute gewinnt an Eigendynamik. Es fließt weiter. Theoretisch gesagt: Es gilt die Autopoiese des erfüllten Lebens. Das Wasser des Guten, Wahren und Schönen fließt weiter und breitet sich aus. Tief ist der Brunnen der Vergangenheit und weit ist das Land des lebendigen Wassers. Und wer da erkennt und bittet, dem wird gegeben werden bis ins ewige Leben.

Wenn der Durst zur Sehnsucht wird; wenn die Dinge lebendig werden, dann fällt der Glanz des Himmels in die tiefen Brunnen; dann ist Epiphanie: Denn die Finsternis vergeht und das wahre Licht scheint jetzt.

Amen.

„Bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen“

(Petr. 1, 16-19)

Prof'in. Dr. Cornelia Richter zum Semesterschlussgottesdienst
29.01.2023 (4. Sonntag nach Trinitatis)

[Sündenbekenntnis/ Bußgebet

Gott, Du zeigst Dich immer wieder in Deiner Herrlichkeit, aber haben wir eigentlich auch Augen um zu sehen, Ohren zu hören und offene Herzen, um zu verstehen? Laufen wir nicht eher blind durch die Gegend, stellen uns taub und verschließen unsere Herzen mit allen Varianten des modernen Zweifels? Ach, Gott, wie schön wäre es, von Deinem Schein berührt zu sein! Herr, erbarme dich!

Genoske singt: Herr, erbarme dich...

Gott, Deine Gnade sorgt für Gerechtigkeit und wir hätten an ihr zur Genüge! Was ist bloß mit uns los, dass wir so oft so ungnädig reagieren? So unwirsch, genervt, gestresst und unfähig, unser Handeln zwischen Vernunft und Empathie auszubalancieren? Ach, Gott, wie schön wäre es, wenn wir Deine Gerechtigkeit auch nur suchen würden! Herr, erbarme dich!

G singt: Herr, erbarme dich...

Gott, Dein Stern geht jeden Morgen neu über uns auf. Wir hingegen begrüßen eher die Sorgen von gestern und richten den Blick zu Boden. Wieso gelingt es uns so selten, den Blick in den Himmel zu richten, dankbar und frei für all das, was uns geschenkt ist? Ach, Gott, wie schön wäre es, von Deinem Geist erfüllt zu werden. Herr, erbarme dich!

G singt: Herr, erbarme dich...

Gnadenzusage und Gloria

Gott, Du hast Dich längst schon erbarmt: Du hast uns Deine Herrlichkeit in Deinem Sohn Jesus Christus vor Augen gestellt. Du hast uns trotz unserer Schuld anerkannt und uns unsere Sünden vergeben. Bei Dir ist neues Leben, bei Dir ist ewiges Licht, Dank sei Dir dafür. Ehre sei Gott in der Höhe!

Kollektengebet

Gott, gemeinsam bitten wir: Richte all unsere Sinne aus auf Deine Unendlichkeit. Lass uns in Dir die Gabe des Lebens spüren. Gib, dass wir in allen Höhen und Tiefen aushalten und auf Deine Verheißung trauen. Mit dieser Bitte treten wir vor Dich, Gott, bereit für Dein Wort. Und bitten Dich durch Jesus Christus, der mit Dir und dem Heiligen Geist lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.]

Liebe Gemeinde,

jeder Gottesdienst lebt aus Schrift und Wort, von den antiken Texten des Alten Orients, ihren Transformationen im griechisch-römischen Bereich und ihren Aktualisierungen bis in die heutige Zeit. Manches davon bildhaft, anderes erzählend, vieles vertont, gespielt und gesungen, es hat sich verdichtet bis in die liturgische Praxis und das gemeinsame Teilen von Brot und Wein. Für uns ist es dabei

ganz selbstverständlich, zumal an einer Theologischen Fakultät, dass mündliche Traditionen nur sehr allmählich in Schriftprozesse überführt worden sind – mit all den redaktionellen Mühen, die wir bis heute aus unserer wissenschaftlichen Praxis kennen.

In den beiden Schriftlesungen zum heutigen Gottesdienst haben wir bereits zwei großartige und berühmte Texte gehört: In Exodus 3 ruft Gott Mose zurück: „Geh‘ nicht an den Dornbusch, denn er steht auf heiligem Land.“ Und Mose, obwohl er im Zelt der Begegnung mit Gott scheinbar auf Du und Du ist, verhüllt einmal mehr sein Gesicht. Er wagt es nicht, Gott anzuschauen. Welchen Gott? Den Gott, der von sich sagt: Ich bin, der ich sein werde. Oder auch: Ich bin, der für Dich sein wird.

Dann die zweite Schriftlesung aus Mt 17: Nun sind wir in einer Szene mit Jesus und ein paar Jüngern. Wir kennen die Erzählung als „die Verklärung Jesu“, aber dass der zur Lichtgestalt wird und plötzlich auch noch Mose und Elias auftauchen, das scheint weder die Jünger noch Petrus irgendwie weiter zu irritieren. Aus dem Konzept wirft ihn erst das, was dann kommt: Nämlich als *„eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören!“* Das, erst das ist der Moment, der die Jünger in die Knie zwingt und sie vor Angst ihr Angesicht verbergen lässt. Scheinbar wissen auch sie, dass niemand Gott selbst schauen darf, dass die Herrlichkeit des Herrn unnahbar ist. Nur Jesus, der ist – irgendwie wie Mose damals im Zelt – anders. Denn er, so erzählt es Matthäus, *„trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchtet euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie“*, nein, nicht Gott, sondern niemand anders als Jesus allein. Was haben die Jünger gesehen? Wessen Stimme haben sie gehört? Mit wem gehen sie nun den Berg wieder hinunter? War das nicht ein Erlebnis, von dem man aller Welt berichten sollte?

So weit unsere beiden Schriftlesungen – und nun kommt unser Predigttext dazu: 2 Petr 1, 16-19. Der Text tut so, als ob er sich direkt in die Geschichte von Matthäus hineinstellen würde. Man hat den Eindruck als ob Petrus einfach weiter erzählen würde – freilich so, dass man merkt, inzwischen sind ihm die Augen aufgegangen:

16 Denn wir sind keinen ausgeklügelten Geschichten aufgesessen, als wir euch die machtvolle Ankunft unseres Herrn Jesus Christus verkündigten, sondern wir haben seine Herrlichkeit mit eigenen Augen gesehen. 17 Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Herrlichkeit durch eine Stimme, die zu ihm kam von der großen Herrlichkeit: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. 18 Und diese Stimme, die aus dem Himmel herab kam, haben wir gehört, als wir mit ihm auf dem heiligen Berg waren. 19 Umso fester halten wir das prophetische Wort; und auch ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet. Denn es ist ein Licht, das

*an einem finstern Ort scheint, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.*³⁵

Gott, segne Du unser Hören und Verstehen. Amen.

Liebe Gemeinde,

auch unser Predigttext lebt aus Schrift und Wort und er setzt die Linie der beiden Schriftlesungen auf mehrfache Weise fort. Der 2. Petrusbrief setzt voraus, dass seine Leser*innen die Jesusgeschichte aus den Evangelien kennen. Das Zitat der Stimme aus dem Himmel – „dies ist mein geliebter Sohn“ – ist schon von Jesu Taufe gut bekannt, die Verklärung findet sich auch bei Markus und Lukas. In unserem Text versucht der Autor die Verklärung in einer Art Kollage aus allen ihm bekannten Versionen der Geschichte zusammenzusetzen. Ob er die verschiedenen Erzählungen dabei schriftlich kannte oder nur aus der mündlichen Überlieferung, sei für heute dahin gestellt.

Dem Autor ist es wichtig, bei den Leser*innen eine Vertrautheit mit dem Erzählten wachzurufen; sie sollen die Szenerie wieder erkennen und den Berg vor Augen haben. Und nicht nur den Berg, sondern auch ihn, Petrus, den Autor unseres Textes so imaginieren als ob er dort oben mitten unter den Jüngern gestanden habe. Das ist wichtig – denn der Autor unseres Textes ist nicht Petrus. Er schreibt nur unter dem Pseudonym „Petrus“ und versucht durch die Suggestion, auf dem Berg dabei gewesen zu sein, seine Autorität und Legitimität zu sichern.

Dabei geht es interessanterweise nicht primär um Kämpfe in der Hierarchie der Apostel; auch behauptet unser Autor nicht, dass er selbst Petrus sei. Sondern es geht um die Frage, wie sich die Erinnerung an Jesus, an seine Verklärung und Heiligung durch die Stimme Gottes, auch die Erinnerung an seine Jünger, die Gefährten Jesu bewahren lässt. Wie kann man ihre authentische Zeugenschaft am Leben erhalten über ihre Lebzeiten hinaus? Wie lässt sich die lebendige, mündliche Überlieferung der ersten Vertrauten Jesu für die Nachgeborenen bewahren? Oder noch knapper gesagt: Wie kann das lebendige Wort Schrift werden und sich aus der Schrift als lebendiges Wort erweisen?

Obwohl Pseudopetrus nun selbst einen Brief schreibt und damit seine eigene lebendige Zeugenschaft Schrift werden lässt, bleibt er dem neuen Medium gegenüber skeptisch. Wo das prophetische Wort in den Buchstaben der Schrift gegossen wird, droht sein helles Licht, seine verklärende Kraft verloren zu gehen. Die

³⁵ Übersetzung mit Luther 2017 und *Karl-Heinrich Ostmeyer*, *Die Briefe des Petrus und des Judas*, Göttingen 2021, 120-125, hier: 120. Für die Auslegung vgl. zusätzlich *Theo K. Heckel*, *Die Briefe des Jakobus, Petrus, Johannes und Judas*, (NTD 10) Göttingen 2019, 150-154.

Schriften sind für unseren Autor vielmehr dunkle Orte, in denen einem der lebendige Glaube gut und gerne abhandenkommen kann. Über unseren Predigttext hinaus rät Pseudopetrus deshalb dringend zum Gespräch mit all jenen, die vom Geist getragen sind und deshalb, so wie der Autor selbst, von Gott reden.

In der Vorbereitung der Predigt hat uns, Rebecca Blank (ebenso wie Jana Weber und Caspar Stärk) und mich, dieser Gedanke sehr angerührt. Denn ist es nicht in der Tat so, dass wir auch in unserer täglichen Arbeit, im Erlernen der alten Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein, in den minimalistischen Perfektionen der exegetischen Kommentare ebenso wie in den maximalen Abstraktionen der dogmatischen Lehrbildung, das lebendige Wort zuweilen aus dem Blick verlieren? Und das, obwohl wir uns doch intensiv über das Gelernte austauschen, Geschriebenes und Gehörtes vergleichen, Kritik üben, Alternativen überlegen und gemeinsam nach dem Sinn der Rede von Gott suchen? Lebendig ist all das ohne Zweifel und wir sind dankbar, dass an unserer Fakultät so viel gemeinsam diskutiert und gelacht wird! Und doch braucht es noch etwas Anderes, um die Erinnerung in unseren Herzen lebendig zu halten. Pseudopetrus schreibt nicht umsonst noch dies: *„Umso fester halten wir das prophetische Wort; und auch ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet. Denn es ist ein Licht, das an einem finstern Ort scheint, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.“* (V. 19)

[Gesprochen von Studentin Rebecca Blank:]

Liebe Gemeinde,

es ist Sonntagmorgen, nach elf: Seit einigen Wochen gebe ich Nachhilfe in Katholischer Religion, ebenso bin ich hoffentlich Hilfe in Deutsch, Politik-Wirtschaft, Englisch sowie Geschichte – den ‚Schreibfächern‘, eben. Für den Schüler, der mich einmal die Woche und die nächsten zwei Stunden zur Lehrerin macht, hat das Deutsche nicht die Selbstverständlichkeit, die es für viele von uns in sich trägt. Seine Eltern fanden ihre Anfänge in griechischer Sprache – seiner Muttersprache.

Die Stilmittel – Ellipse, Synekdoche, Anspielung, Metalepse und Metapher – stehen der Sprache seines Alltags, als Brecher ihrer Form entgegen. Doch da, wo die einen in der Nase zu kitzeln beginnt, was die anderen hellhörig macht, hört für ihn der Spaß auf. Während den einen nur der Wanderer den Blick auf die Bergspitzen verstellt, um die herum sich das Nebelmeer zu Wolkenwellen teilt, werden ihm als Anderem, Nebel, Berg und Rücken zur Wand, an die er sich gedrängt fühlt. Die Sprachbarriere steht der Verbindung zwischen gekanntem Wort und bekannter Welt im Weg.

Mein Gegenüber, das in dem Moment den Großteil des Bildschirms, der vor mir auf dem Schreibtisch steht, auszufüllen beginnt, indem es seinen Hintergrund für mich verdeckt, stimmt mir da zu, erlaubt mir jedoch, an meinem Anspruch zu scheitern: Ich bin schließlich die Nachhilfe. Meine Aufgabe ist, die Lücken aus den letzten Jahren zu finden und an das vergangene Wissen früherer Zeiten zu erinnern, zu ver- wie anzuknüpfen. Deswegen sag' ich einfach alles, was mir einfällt. Doch anstatt uns von der Aufzählung der vielen verschiedenen Perspektiven, Sachbezügen und Fragen, an denen wir uns ausprobieren, die Sicht aufeinander nehmen zu lassen, schauen wir lieber über sie hinweg und einfach zwischen Handy und iPad hindurch – da sieht einander gleich um ein Wesentliches besser.

Mein Gegenüber steht kurz vor dem Abitur, ist in der 12. Klasse, cooler als ich je war und sein werde und gerade erst aufgestanden. Seine Kaffeetasse, lässt sich über die digitale Entfernung hinweg erkennen, ist noch voll. Meine ebenso: Wir sind uns da ähnlich und bevor sie nicht maximal halb leer sind, beide mindestens nicht wach genug. Wir fangen jetzt aber trotzdem endlich an, haben wir doch die erste Zeit mit erzählen und immer mehr kennen lernen verbracht anstatt mit büffeln. Während ich aber immer noch erzähle, haben wir inzwischen wirklich losgelegt. Wir üben 'Zusammenfassen', sich kurzhalten, den Interpretationen, Analysen und Erörterungen, die in Aufgabe 2 verlangt werden, Platz lassen: sie sind es, um deren Punkte es geht. An die man aber nur kommt, wenn man zuerst aufschreibt, was der Text sagt. Aber, was ist, wenn der Text einem nichts sagt, wenn er einfach nichts mit einem anzurichten weiß? Dann zieht schlechte Stimmung auf, sind die Anforderungen zu hoch und der Lehrer einem nicht zugeneigt. „Außerdem erklärt der uns das auch einfach nicht, Rebecca.“ Dann tragen alle und alles die Schuld an der fehlenden Verbindung zwischen Wort und Ausdruck. Nur man selbst steht mit leeren Hände daneben und kann noch nicht einmal zur eigenen Schuld etwas beitragen. Wie soll man da sagen, was einem fehlt? „Rebecca, wir müssen das dann einfach immer alles selber wissen!“

Was soll man da sagen? Die Frustration kenn' ich. Das Gefühl immer erst zuletzt anzukommen, ohne Pausen, auch wenn ich es wirklich, wirklich will, nicht weiterzukönnen, nichts zu verstehen und es am Ende für die beste Lösung zu halten, sitzen zu bleiben. In der ,9', wegen Mathe, Latein, Französisch. Die vermeintliche Endgültigkeit meiner Mangelhaftigkeit Latein „zu können“, lässt mich den Wunsch „Pfarramt“ aufgeben; Fremdsprachen, vor allem die alten und vor allem ihre Grammatik, liegen mir einfach nicht. Irgendwann wird mir das dann aber egal – vielleicht weil ich bis dahin das Gefühl, das dem Wissen zuvor noch anhaftete, dann doch gänzlich zu erinnern verlernt habe: Und so bleibe ich bei meiner Aufgabe, lasse den alten Wunsch liegen, und beende lieber ein Lehramtsstudium, nur um mich dann darüber zu freuen, noch ein bisschen in der Uni sitzen

bleiben zu dürfen. Retrospektiv wird ein Ziel draus, so sagt man doch, oder? So blöde Witze heitern die Laune meines Gegenübers wieder auf. Trotzdem werden wir kurz ernst, nur um anschließend weiterzumachen. Denn mir hat das Geschehen, das der kurzen Anekdote folgte, etwas gezeigt, nämlich dass mein Gegenüber sehr wohl etwas gelernt und ganz richtig etwas verstanden hat, schließlich hat er die Blödheit der Witze erkannt und sie mir verständlich gemacht, so dass wir schlussendlich beide Grund zu lachen hatten.

Bis hierhin ist meine Kaffeetasse noch nicht einmal halb leer, seiner schon ganz. Deswegen muss er jetzt reden, wollen wir's doch endlich angehen. Wir lesen Rilke. Der Name heißt hier nichts. Wie immer lesen wir, Satz für Satz für Satz, prüfen wir, ob Worte uns unbekannt oder nicht geheuer sind, versuchen wir, dem Kontext folgend, nicht nur die erste Zeile vor der zweiten und die zweite vor der dritten Zeile zu verstehen, sondern wir versuchen auch daran zu denken, die erste Zeile als erstes mit ihrer zweiten und die zweite Zeile als erste Zeile, der ihr folgenden zweiten Zeile, die aber eigentlich die dritte Zeile ist... – egal. Wenn Sie's sehen, wissen Sie sofort, was ich meine.

Mein Gegenüber macht die ganze Arbeit, während ich Kaffee trinke und hin und wieder an die Schrittfolge erinnere und Rilke mit dem Satz beginnt: „Ich sehe seit einer Weil ein, dass ich Menschen, die in ihrer Entwicklung zart und suchend sind, streng davor warnen muss, in den Aufzeichnungen Analogien für das zu finden, was sie durchmachen; wer der Verlockung nachgibt und diesem Buche parallel geht, muss notwendig abwärts kommen; erfreulich wird es wesentlich nur denen werden, die es gewissermaßen gegen den Strom zu lesen unternehmen.“

Und so beendet mein Gegenüber die Zeit mit der Frage: „Hey!? Warum finde ich das denn jetzt cool?!“

[Gesprochen von Cornelia Richter]:

„Hey!? Warum finde ich das denn jetzt cool?!“ Vermutlich, weil dem jungen Griechen etwas aufgegangen ist. Und zwar ausgerechnet an einem Text, der sich selten beim ersten Hören erschließt. Sein prophetischer Gestus hat etwas durch und durch Akademisches, so wie die alten Sprachen, die vielen Fachtermini und dogmengeschichtlichen Abstraktionen oder auch manche Schulfächer es für uns hatten, bevor sie uns den großartigen Reichtum unserer Tradition erschlossen haben. Wie oft sitzt man mit dem ganzen Buchstabensalat alleine da, wie oft bleibt es beim Lesen und Studieren im Geist dunkel. Wir haben mit dieser Szene eine komplett andere lebensweltliche Situation vor Augen als bei den Jüngern und Pseudopetrus auf dem Berg. Und doch zeigt sich eine ähnliche Verschiebung der Text- und Lebenswelten wie zwischen Exodus, Matthäus und Pseudopetrus: Im Lesen all dieser Texte schieben sich die Generationen derer, die nach Gott

fragen, ineinander. Und bei allen ist es ein Ringen um das Verstehen, um die Frage, wo und wie sich Gott zeigt, wo und wie prophetisches Wort zu verstehen sein könnte, wo und wie es sein kann, dass man ein Wort plötzlich cool findet. Besonders Pseudopetrus ringt mit dem geschriebenen Wort, auch für seine Zeit ist keineswegs offenkundig, dass sich das prophetische Wort durch die Buchstaben hindurch zu Gehör bringen wird. Bleiben sie nicht immer missverständlich, dunkel und leblos? Und doch plädiert er dafür und schreibt in seinem Brief: *„Umso fester halten wir das prophetische Wort; und auch ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet. Denn es ist ein Licht, das an einem finstern Ort scheint, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.“* (V. 19)

„Bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen“ – modern gesprochen: „Hey!? Warum finde ich das denn jetzt cool?“ Der junge Grieche hat etwas verstanden, das sich in den geschriebenen Worten zeigt, vergegenwärtigt im beharrlichen gemeinsamen Lesen, Auslegen, Diskutieren der schwierigen Texte. Und zwar so, dass es nicht nur meine Leistung ist, die den Sinn kreierte und schafft. Nein, der junge Grieche bringt irgendwie erstaunlich präzise zum Ausdruck, dass sich die Mühe lohnt, dass sich das Durchhalten lohnt, dass einen das Wunder des Verstehens überraschen kann: Etwas zeigt sich, etwas dämmert herauf, so dass mir ein Licht aufgeht und sich ein Sinn für mich zeigt, den ich vorher nicht kannte. Im Geist, im Herzen, bei Moses, bei den Jüngern auf dem Berg, bei Pseudopetrus und seinen Zeitgenossen, bei uns nachgeborenen Leser*innen und in unserem alltäglichen Studium: Etwas zeigt sich, etwas scheint auf, ein Sinn dämmert neu herauf, so dass mir ein Licht aufgeht. Gerade so, wie mit dem Morgenstern ein neuer Tag in unserem Leben aufscheint - „Hey!? Warum finde ich das denn jetzt cool?“.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Notizen: